

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 207 Sommer 2024

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



„ ÜBER.. BRÜCKEN





Endri Dani, Natura Morta #02, Performance anlässlich der Ausstellung in der QL-Galerie im Kunsthaus Graz, 2024. Foto: Milatovic

Die Rosen für die Performance des albanischen Künstlers Endri Dani sind in Peru gewachsen, wo sie für eine holländische Firma gezüchtet und anschließend in die Niederlande verschifft wurden. Von dort kamen sie nach Tirana, wo der Künstler sie gekauft und im Flugzeug nach Wien und mit dem Bus weiter nach Graz gebracht hat. In Albanien verdrängt der Import dieser Art von Billig-Blumen mehr und mehr die Tradition des Verkaufs von Blumen aus den kleinen Vorgärten, der für nicht wenige Menschen wesentlicher Teil ihres Lebensunterhaltes ist. In einer stillen Performance hat Endri Dani die um die Welt gereisten Blumen einer Erinnerung an ein Spiel seiner Kindheit im Norden Albaniens folgend nacheinander von der Knospe zur Blüte geöffnet: Marktmechanismen unserer globalisierten Konsumwelt tun nicht zuletzt dem Ökosystem und damit auch unserer individuellen und kollektiven Zukunft Gewalt an.

Editorial



*„Vertrauen ist nicht einfach ein individuelles Vermögen.
Es besteht immer in Beziehungen.“
Jutta Allmendinger / Jan Wetzel*

Die Rose am Cover dieser Ausgabe unserer Zeitschrift könnte man als kleine Aufmerksamkeit der Katholischen Hochschulgemeinde an das Afro-Asiatische Institut deuten, das sein sechzigjähriges Bestandsjubiläum feiert. Knüpft man aber bei einer Begebenheit an, die sich ungeplant im Rahmen der Performance des Künstlers Endri Dani ereignete, so lässt sie sich auch als bildpoetischer Hinweis auf das Thema dieses Heftes lesen: Ein Mädchen, das mit seiner Mutter eigentlich in den Ausstellungsraum im ersten Stock unterwegs war, wurde auf die stille Performance des Künstlers im Foyer des Grazer Kunsthauses aufmerksam und griff mit einem entwaffnenden Satz in die laufende Kunst-Aktion ein: „Kann ich dir helfen?“, fragte sie den Künstler, der an eine eigene Kindheits-erinnerung anknüpfend die Knospen eines Rosenstraußes Stück für Stück mit gefühlvollen Handbewegungen zu Blüten öffnete. Die so spontan entstandene emotionale Brücke machte für den Künstler genau das erahnbar, worum es ihm in seiner künstlerischen Intervention mit gesellschaftspolitischem Hintergrund ging: eine kindliche Frage, die „als Schubumkehr einer Haltung eines Systems prosperierenden Reichtums fungiert, dessen Wohlstand auf Kosten anderer blüht“, wie er mir im Interview über seine Ausstellung in der QL-Galerie sagte. Um die Denkmöglichkeit solcher, vielleicht auf den ersten Blick naiv erscheinender Brücken soll es also in diesem Heft gehen.

Die Berliner Soziologin Jutta Allmendinger, die gemeinsam mit ihrem Kollegen Jan Wetzel in einer anregenden Denkschrift der Vertrauensfrage nachgegangen ist und über eine neue Politik des Zusammenhalts in unserer Gesellschaft nachgedacht hat, bringt das Anliegen dieses Heftes und unseres QL-Jahresthemas „Searching Connection“ präzise auf den Punkt: Der Kitt, den unsere Gesellschaft zusammenhält, ist das Vertrauen auch und gerade in andere Menschen, die man gar nicht kennt, die ganz anders sozialisiert sind, anderen lebensweltlichen Bubbles angehören und doch in der gleichen Gesellschaft leben wie man selbst. Dabei geht es um das Vertrauen als eine Beziehung, die gemeinsames Handeln überhaupt erst ermöglicht, Vertrauen, das im Kleinen beginnt und dann ins Allgemeine geht und von dem vielleicht doch mehr in unserer Gesellschaft da ist als es uns die populistischen Angstmacher glauben machen möchten.

Es ist für mich eine schöne Fügung, dass im Jahr meines zwanzigjährigen Jubiläums als Leiter der Katholischen Hochschulgemeinde, unterstützt durch Subventionen, aber auch durch ein sensationell gut verlaufenes Crowdfunding, die Sitztreppe im „Paradise L.“ in der Zinzendorfsgasse erneuert und damit in eine dauerhafte Form gegossen werden kann. Sie überbrückt nicht nur ein Oben und Unten zwischen dem Straßenniveau der zur Begegnungszone transformierten Gasse im Uni-Viertel und der Universitätskirche auf dem prähistorischen Grabhügel, sondern macht auch den Raum zwischen Kirche und sozialer Lebenswelt durchlässig. Vor mehr als einem Jahrzehnt haben wir die begrenzenden Lattenzäune entfernt, um Raum für Interaktion, aber auch zum zweckfreien, entschleunigten Rückzug im universitären Alltag zu schaffen. Schön, dass das Vertrauen in soziales Miteinander nun bleibende Früchte trägt!

In diesem Sinn darf ich sehr herzlich zum Get-Together am 17. September um 19:00 Uhr ins „Quartier Leech“ und am 9. Oktober zur Eröffnung der Sitztreppe ins „Paradise L.“ einladen, dem Afro noch viele Jahre fruchtbaren gesellschaftspolitischen und interkulturellen Engagements und allen Leser:innen eine anregende Lektüre wünschen!

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

ÜBER BRÜCKEN

„Wir können nicht einfach geradeaus drübergehen“

Von Sophie Hollwöger (2)

Von den Guten (6)

Rachele Forchione

60 Jahre

Afro-Asiatisches Institut Graz (7)

„Welt einatmen ...“ (8)

Von Johannes Mindler-Steiner

„Aus einem Bäumlein ...“ (10)

Von Johannes Mindler-Steiner

60 Jahre Haaimat (15)

Von Anna Maria Steiner

Der Körper als Brücke

zwischen Innen und Außen (17)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Kunstduo studio ASYNCHROME

Becoming a Bridge (21)

Von Julia Jochum

„Kann ich dir helfen?“ (23)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem albanischen Künstler Endri Dani

A careful ‚invisible‘ hand (27)

Von Alicia Knock

Einfach mal weg? (29)

Von Chiara Kirschen

khg community (30)

„Wir können nicht einfach geradeaus drübergehen“

Sprache als Mittel und Hindernis
Von Sophie Hollwöger



Foto: Milatovic

Als Brückenbauer:innen im übertragenen Sinn gelten häufig jene Menschen, die eine Verständigung zwischen verschiedenen Sprachen ermöglichen. Im Gespräch mit Dolmetscherin und Translationswissenschaftlerin Christina Korak geht es um die Vermittlung zwischen Welt(sicht)en, die Verflochtenheit von Sprache und Denken, Feingefühl, Machtverhältnisse und Aushandlungsprozesse – und schlussendlich darum, wieso sich das Bild vom Brückenbau vielleicht doch nicht dafür eignet.

Sprachmittlung geht auf unterschiedlichsten Wegen vorstatten. „Allgemeinsprachlich unterscheidet man zwischen Dolmetschen als mündlicher und Übersetzen als schriftlicher

Tätigkeit“, erklärt Christina Korak, doch dies sei unpräzise. Gerne herangezogen wird das Kriterium der Wiederholbarkeit – während eine Übersetzung Zeit zum Überdenken und Überarbeiten gibt, ist der Text beim Dolmetschen in der Regel „einmal gesagt, und dann ist es draußen“. Korak hält fest: „Der Unterschied liegt für mich in dieser Unmittelbarkeit beim Dolmetschen, beides sind aber im Grunde nie abgeschlossene Aktivitäten. Es kann immer wieder neu gedolmetscht und übersetzt, berichtigt und ergänzt werden.“

Zusammengefasst werden das Dolmetschen, das Übersetzen und alle Misch- und Übergangsformen unter dem Begriff der Translation.

Es gibt zahlreiche Spielarten des Dolmetschens abseits und außerhalb der Kabinen, die man von Bildern aus dem EU-Parlament kennt: Christina Korak ist im Bereich Kommunaldolmetschen tätig, der auch unter anderen, mitunter verwirrenden Bezeichnungen wie Begleitdolmetschen oder *Community Interpreting* bekannt ist: „Ich erkläre lieber, in welchen Zusammenhängen ich dolmetsche: bei Ärzt:innengesprächen, im Krankenhaus, in Schulen – allen kommunalen Einrichtungen.“ Auch Gewaltschutzzentren und Frauenhäuser zählen zu den Institutionen, in denen immer wieder Dolmetschungen benötigt werden. Der Umgang mit traumatisierten Menschen erfordere viel Feingefühl und eine ruhige Ausstrahlung, erzählt Korak; oft haben diese in ihren Herkunftsländern schlechte Erfahrungen mit Behörden gemacht und fühlen sich vor allem bei der Polizei entsprechend unsicher. Aber auch Elterngespräche in Schulen oder Kindergärten sowie psychotherapeutische Sitzungen, wie sie das interkulturelle Beratungszentrum ZEBRA für Menschen mit Migrations- bzw. Fluchtbiographie anbietet, sind typische Einsatzorte.

„Ich rede halt so, dass man mich versteht“

An „sehr intensive Tage“ erinnert sich Korak beispielsweise von ihren Dolmetschtätigkeiten für die Dreikönigsaktion: Wenn Projektpartner:innen aus dem aktuellen Schwerpunktland in Graz zu Gast sind, halten sie Workshops in Schulen, besuchen Pfarren oder das Welthaus, müssen zwischendurch Mahlzeiten und Autofahrten quer durch die Steiermark hinter sich bringen und werden dabei von früh bis spät dolmetschend begleitet. Gemeinsam haben all diese Settings, dass nicht nur in eine Richtung gedolmetscht wird – sodass etwa eine Gruppe von Zuhörer:innen einem Vortrag folgen kann –, sondern abwechselnd zwischen den verschiedenen sprachigen Gesprächspartner:innen hin und her. Die Dolmetschung erfolgt daher auch nicht simultan, sondern konsekutiv, also immer nachdem ein Gesprächsbeitrag beendet ist.

Koraks Arbeitssprachen, die sie auch studiert hat, sind Englisch und Spanisch. In ihrem Berufsalltag trifft sie allerdings fast ausschließlich auf Menschen, die diese selbst nicht als Erstsprache beherrschen oder Varietäten

sprechen, die mit der Sprache laut Lehrbuch wenig zu tun haben. In diesem Fall „fange ich nicht mit ‚Oxford English‘ an, sondern rede halt so, dass sie mich verstehen können“. Bei Dolmetschungen aus dem Spanischen begegnet sie häufig dem Spanisch der Dominikanischen Republik: „Da lerne ich dann selber immer viel dazu.“ Deshalb legt Korak auch in ihrer Unterrichtstätigkeit am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft der Universität Graz großen Wert darauf, andere Akzente zu setzen als nur das „Spanien-Spanisch“ und so die angehenden Dolmetscher:innen auf die Realität vorzubereiten.

Welten und Vorstellungen von Welt vermitteln

Als Wissenschaftlerin beschäftigt sich Christina Korak mit Übersetzungs- und Dolmetschprozessen bei indigenen Gemeinschaften in Lateinamerika. Für ihre Dissertation betrieb sie viele Monate Feldforschung bei den Waorani, Indigenen im Amazonasgebiet, die als Jäger:innen und Sammler:innen bis in die jüngste Vergangenheit in Abgeschiedenheit lebten: „Angefangen hat der Kontaktversuch in den 1950ern, dahinter stand eine evangelikale Missionsorganisation aus den USA, das *Summer Institute of Linguistics*. Manche Familiengruppen wurden erst in den 70er und 80er Jahren kontaktiert.“ Bei der Evangelisierung solcher Gemeinschaften – eine ähnlich verheerende Kontaktgeschichte wie die Waorani in Ecuador haben unter anderem auch die Chapra in Peru hinter sich, zu denen Korak künftig forschen wird – kommt Translation als Mittel der Machtausübung zum Einsatz, etwa in Form von Bibelübersetzungen, die den Indigenen aufgedrängt werden. Diese Schattenseiten finden in der Translationswissenschaft bislang wenig Beachtung, werden aber im aktuellen Projekt „Towards a Cosmovision Turn: Challenging Basic Translation Theory“ unter der Leitung von Rafael Schögler an der Universität Graz beleuchtet. Dank eines Förderpreises wird Korak im Herbst für sechs Wochen nach Lima reisen, um erneut vor Ort zu forschen.

Im Zentrum ihrer Forschung stehen Fragen wie: „Wie wird zwischen den Ältesten der Indigenen und Vertreter:innen des Staates gedolmetscht? Oder: Wie wird auch nicht

gedolmetscht?“ Geht es etwa um Erdölförderung in indigenen Gebieten, besteht das Recht auf Verständigung oftmals nur auf dem Papier. Translationsprozesse in diesem Kontext zeugen zum einen vom Machtungleichgewicht, zum anderen aber auch von der engen Verquickung von Sprache und Denken: „Dadurch wird nicht nur zwischen indigener Sprache und Spanisch gedolmetscht, sondern sogar zwischen verschiedenen Welten. Du hast den Kapitalismus mit seinem aggressiven Ressourcenextraktivismus – Holz, Bergbau, Erdöl –, und dann hast du eine indigene Vorstellung von Welt und Lebensführung, die sehr stark auf einem intakten Territorium beruht, wobei diese sich auch nicht immer klar gegenüberstehen“, erklärt Korak.



Interview mit Alicia Kawiya, wichtige Lideresa im Kampf gegen die Erdölförderung im Territorium der Waorani © Asociación de Mujeres Waorani de la Amazonía Ecuatoriana

„Im Grunde geht es immer um Kosm visionen, also um Arten, die Welt zu verstehen und in ihr zu handeln. Basiert meine Kosm vision darauf, dass ich denke, alles ist belebt? Oder als anderes Extrem der materialistische Kapitalismus, die Verdinglichung der Umwelt.“

Über Brücken?

Zwangskontaktierung, Verbot kultureller Praktiken, Einführung von Bibelstunden, Zivilisationskrankheiten – was nach Gräueln längst vergangener Zeiten klingt, setzt sich bis heute fort und könnte in Zukunft auch die rund 100 indigenen Völker treffen, die Schätzungen zufolge im Amazonasgebiet noch immer in Abgeschiedenheit leben. Hier stellt sich die Frage, so Korak: „Gibt es auch das Recht, sich nicht übersetzen zu lassen, das Recht, so zu leben, dass ich selbst wählen kann: Wann *über-setze* ich – wann setze ich über von meinem Ufer an das der Mehrheitsgesellschaft?“

Um aufzuzeigen, dass Translation stets eine Frage der Macht ist, muss man allerdings gar nicht in die Ferne schweifen: Situationen im Kommunaldolmetschen,

etwa bei Behörden, sind oft von Angst und Ungleichheit geprägt. „Wir gehen automatisch davon aus, dass Dolmetschen und Übersetzen etwas Unschuldiges ist, etwas Gutes. Dass wir helfen – was natürlich in vielen Bereichen auch so ist.“ Aber: „Es braucht eine ethische Verantwortlichkeit als Dolmetscherin“ und eine Sensibilisierung dafür, „dass Dolmetschen nicht eine Tätigkeit ist, die keine Konsequenzen hat“. In der Praxis bedeute das unter anderem, weniger machtvollen Akteur:innen wohlwollend gegenüber- und für sie einzutreten.

Deshalb ist Korak mit der in der Alltagssprache ebenso wie im wissenschaftlichen Diskurs viel bemühten Brückenbau-Metapher für Translationsprozesse nicht ganz einverstanden: „Das ist eine Idealvorstellung: Wir bauen eine Brücke und dann sind alle auf gleicher Augenhöhe, wir können da ganz gerade drübergehen.“ Dieses Bild einer horizontalen Verbindung, die sicher über sprachliche und kulturelle Abgründe trägt, sei beschönigend: „In neokolonialen Gesellschaften oder auch in politisch brisanteren Dolmetschsituationen ist die Frage: Ist ein Brückenbau überhaupt gewollt vom Staat oder der Institution, oder geht es nur darum, sagen zu können, es gibt eine Dolmetschung, aber es wird trotzdem auf die anderen heruntergeschaut?“ Auf die Frage nach einer geeigneteren Metapher weiß Korak zu antworten: „Ich finde, Dolmetschen und Übersetzen ist politisch. Egal, in welchem Bereich, es spielen so viele Nuancen mit hinein – wenn eine Entscheidung getroffen wird, gibt es immer soziale oder politische Hintergründe. Für mich ist Dolmetschen und Übersetzen ein Aushandeln.“

Dr.ⁱⁿ Christina Korak

Dolmetscherin und Übersetzerin für Englisch und Spanisch, Post-Doc-Mitarbeiterin im Projekt „Towards a Cosm vision Turn: Challenging Basic Translation Theory“ am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft der Universität Graz, Vize-Vorsitzende der Lateinamerikaforschung Austria.

Literaturhinweis

Korak, Christina: Brücken ins Nirgendwo. Das Un_Übersetzte! in der Kommunikation zwischen Indigenen der Waorani und der Mehrheitsgesellschaft Ecuadors. In: Grbic, Nadja et al. (Hg.): *Übersetztes und Unübersetztes. Das Versprechen der Translation und ihre Schattenseiten*. Bielefeld: transcript 2020 (Edition Kulturwissenschaft 232), S. 83–107.



Sophie Hollwöger, studiert Übersetzen, Germanistik und Klassische Philologie in Graz und ist als Übersetzerin für die Sprachen Englisch und Italienisch, Lektorin und Korrektorin tätig.

Foto: privat



zweintopf, aus der Serie postpoetry, Installationen, 2024. © zweintopf

Das Künstler:innenduo zweintopf (Eva Pichler und Gerhard Pichler) arbeitet sich an einer Poesie des Trivialen ab und destilliert aus dem materiellen Bodensatz der Gesellschaft seine Werke. In ihrem jüngsten Werkzyklus, den sie in ihrer Ausstellung in der QL-Galerie präsentieren werden, sammeln sie Schriftzüge und Fotos von aufgegebenen Geschäften und deuten sie um. So entwickeln sich vor dem inneren Auge neue Stadtbilder, Lyrik und Lautmalerei, Collagen und Skulpturen, die einem digitalen, urbanen und gesellschaftlichen Wandel nachspüren. Der Buchstabe „I“ wird dabei zur Achse, die sich horizontal wie vertikal einsetzen lässt und für Leerstand und Vereinsamung genauso stehen kann wie für Verbindung. In der Ausstellung wird er in Dialog mit dem Kreuz als Leitmotiv abendländischer Kultur- und Kunstgeschichte gesetzt.

Anlässlich seiner zwanzigjährigen Tätigkeit als Leiter der KHG und der QL-Galerie lädt Hochschulseelsorger Alois Kölbl im Rahmen der Ausstellungseröffnung am Dienstag, den 17. SEPT um 19:00 Uhr zum Get-Together.

Von den Guten

Rachele Forchione

Ich bin von den guten Ausländern.
Ich bin einkaufen mit meiner Mutter,
ich erzähle ihr von meinem Tag:
„Oggi non è venuta la maestra di tedesco.“
Da dreht sich eine Frau zu uns um,
lächelt uns an.
„Italienisch ist so eine schöne Sprache,
ich fühle mich wie im Urlaub!“
Ich bin von den guten Ausländern.
Bevor wir antworten, kommt ein Laut.
Die Frau schaut erstaunt.
Hinten ist die Milch geplatzt.
Eine Frau mit langem schwarzem Haar
schaut hektisch um sich herum.
Schwarze Hose, grünes Shirt.
Genau wie meine Mutter.
Ein Kind neben ihr hält eine Butter.
„Diese Südländer sollten zurück, wo
sie gehören! Haben die noch alles
im Kopf?“
Ich schaue sie an, man sieht den
Ekel in ihrem Blick.
Es klickt. Ja,
Ich bin von den guten Ausländern.
Ich gehe einen Schritt zurück.
Verdiene ich dieses Glück?

Rachele Forchione

Schülerin der 6C des Akademischen Gymnasiums Graz.

Der Text entstand im Rahmen eines Poetry-Slams unter der Leitung des Slam Kollektivs Graz.

TRANS-
KULTURELL

INTER-
RELIGIÖS

HEIM
UND
HAUS

BEGEGNUNG
UND
AUSTAUSCH

STUDIEN-
REFERAT

DIALOG
UND
DISKURS

SCHUL-
WORK-
SHOPS

KULTUR
UND
BILDUNG

AUTHEN-
TISCH

VIELFÄLTIG

aa
60 Jahre

60 JAHRE

AFRO-ASIATISCHES INSTITUT GRAZ

WIR LUDEN EIN

„Welt einatmen ...“

... seit nunmehr 60 Jahren. Am 20. Juni feierte das Afro-Asiatische Institut Graz mit einem Fest der Menschenrechte den jahrzehntelangen Einsatz für Studierende aus aller Welt.

Von Johannes Mindler-Steiner



„Ich komme zurück nach Hause“, so beschrieb Mercy Dorcas Otieno, die als junge Frau aus Kenia nach Graz gekommen ist, ihre Gefühle, als sie anlässlich des 60-Jahr-Jubiläums wieder das Afro-Asiatische Institut besuchte. Otieno, die auch als AAI-Referentin an Schulen Workshops abgehalten hat, ist mittlerweile Schauspielerin am Deutschen Theater Berlin. Es wäre wie eine Reise in die Vergangenheit gewesen, mit dem Bus Nummer 63 ab Hauptbahnhof sich ihrem damaligen Zimmer im AAI-Studierendenheim immer weiter zu nähern – vorbei an Haltestellen, die für ihr Leben entscheidend waren, so Otieno. Das AAI und seine Mitarbeiter hätten ihr als junge Studentin, die als Au-pair nach Österreich kam und erst Deutsch lernen musste, neue Möglichkeiten geöffnet. Mercy, die erste Person aus dem afrikanischen Kontinent, welche am Max Reinhardt Seminar in Wien Schauspiel studierte, drückte in ihrem persönlichen Statement ihre Dankbarkeit aus: sie konnte sich hier in einer offenen und diversen Umgebung entwickeln und darauf aufbauend Chancen nutzen, was anderswo nicht vorstellbar gewesen wäre.

Dieses Milieu des weltweiten Miteinander wurde auch so gefeiert. Eröffnet durch die ruandische Formation Inganzo waren traditionelle und nur zu speziellen Feierlichkeiten am Königshof dargebotene Tänze und Gesänge zu hören.

„Welt einatmen“

„Hausherr“ Diözesanbischof Wilhelm Krautwaschl unterstrich die Bedeutung des Afro-Asiatischen Instituts, einer katholischen Einrichtung, die „ein Stück weit Weltkirche hier vor Ort ist“. Zum 60-Jahr-Jubiläum stellte Bischof Krautwaschl fest, dass „wir Bischöfe [...] nicht nur die eigenen vier Wände im Blick [haben], sondern die ganze Welt.“ Das ist auch „ein Grund dafür, dass wir ein Stück weit die ganze Welt hier in Graz haben“, denn, so Krautwaschl weiter: „Es ist ganz wichtig sich aufzumachen und immer wieder diese Welt einzuatmen. Es ist ganz wichtig, zu verstehen, dass wir in Wirklichkeit EINE Welt sind, wir haben keine zweite. Es ist daher auch von Bedeutung, dass wir vor unseren Augen auch das eine oder andere Mal

wachsen lassen – mit allen Fragen und Herausforderungen, die es eben gibt, da wir unterschiedlich sind“, so Bischof Krautwaschl in seinem Eröffnungsstatement.

Viele weitere Glückwünsche und Würdigungen folgten: So betonte die Landtagsabgeordnete Sandra Holasek in Vertretung von Landeshauptmann Christoph Drexler, dass, wie ein Leitspruch des AAI besagt, wir keine Insel sind, und es daher wichtig ist, Institutionen wie das AAI zu haben: „Gerade Studierende, wenn sie hier ankommen, brauchen Orientierung, wir brauchen den nächsten, wir sind keine Insel und funktionieren alleine nicht gut“. Auch die Landtagsabgeordnete und Klubobfrau **Claudia Klimt-Weithaler**, die sich im Namen der Stadtregierung, aber auch persönlich für die Tätigkeit einer „nicht mehr wegzudenkenden Institution“ bedankte, verwies auf die Angelpunkt- und Schnittstellenfunktion des AAI, insbesondere für viele Menschen, die aus dem Ausland nach Graz kommen, um hier zu studieren und die in unsere Gesellschaft gehören. Das AAI sei eine „Netzwerkplattform, welches mit seiner Bildungs- und Kulturarbeit zur Vermittlung zwischen den Nationen, aber auch hin zu den Grazerinnen und Grazern, zu den Steirerinnen und Steirern in der Menschenrechtsstadt beitrage.“ Die Kuratoriumsvorsitzende des Afro-Asiatischen Instituts, Roberta Maierhofer verwies auf den Mehrwert des Fremden: Das Fremde würden wir geradezu brauchen, um uns selbst zu erkennen und sie wünschte dem AAI „wie im kirchlichen Bereich üblich, weitere 600 Jahre“.

Wie schon in den Anfangsstunden des AAI geht es auch nach 60 Jahren um Unterstützung, die hilft, wie es auch die ursprünglich aus der Mongolei stammende Bolortsetseg Baljinnyam, oder kurz Boogii genannt, betonte. Sie führte als Moderatorin die Festgäste mit viel Charme durch den Abend und hob besonders die Unterstützungsleistungen des Afro-Asiatischen Instituts, konkret das Stipendiensystem und Referent:inneneinsätze an Schulen, hervor, die auch ihr vieles ermöglicht hätten. Heute begleitet sie mittlerweile auch Delegationen aus der Mongolei europaweit,

so auch Mitglieder der Menschenrechtskommission, wo auch völkerrechtlich wichtige Verträge in Bezug auf Menschenrechte oder Kinderrechte thematisiert werden und wo sie aufgrund ihrer Dolmetsch- und rechtswissenschaftlichen Ausbildung ihre Fertigkeiten einbringen kann.

Musik & Essen verbindet

(Ehemalige) Heimbewohner:innen und Stipendiat:innen des Afro-Asiatischen Instituts Graz gestalteten den Festakt mit. Unter ihnen Mahnaz Zanganeh, deren Gesang unter musikalischer Begleitung von Juan Carlos Sungurlian Basumian, ebenfalls ein ehemaliger Bewohner, nach Persien entführte. Bei lateinamerikanischen Rhythmen der Band Montevideo, Bollywood-Tanz mit Smriti Kholi vom India Center Graz zum begeisterten Mitmachen oder wunderschönem a capella Gesang von Insingizi aus Simbabwe wurde bis spät abends getanzt. Mitmachstationen wie einem afrikanischen Frisurenladen von Marie Douatsop-Znidaric sowie künstlerische Beiträge waren weitere Highlights des Fests. So hatte u. a. als künstlerische Intervention Bruno Richard, Musenvogt mit „Mentaailität_Kartonage als weltlicher Geiststräger“ eigene AAI-Botschaften gefertigt, die den Campus zierten und zum Nachdenken anregen, wie auch in der QL-Galerie die Ausstellung „Hypokeimenon“ von studio ASYNCHROME zu sehen war. In den Erkerfenstern des AAI konnte man auch die im Rahmen der AAI-Kreativwerkstatt entstandene Ausstellung „Imagine Future“, gestaltet von Kristina Stocker, bewundern.

Es war ein Abend, an dem man, wie Bischof Wilhelm Krautwaschl es in seinem Eingangsstatement festhielt, tatsächlich die Welt einatmen konnte – alle Kontinente waren vertreten, nicht nur kulturell, sondern auch seitens der Gäste. Unter Ihnen Personen aus Politik und Kultur, Würdenträger aus der Kirche, sowie ehemalige und jetzige Wegbegleiter des AAI, welche sich allesamt fabelhaft miteinander unterhielten. Das AAI, als interkulturelle Begegnungs- und Kommunikationszentrum machte an diesem Abend seinen Namen jedenfalls alle Ehre.



„Aus einem Bäumlein ...“

... erwuchs ein Baum mit einer gewaltigen Krone
Von Johannes Mindler-Steiner

... so schreibt der erste Institutsleiter des Afro-Asiatischen Instituts Graz Hans Widrich in einem vor Kurzem erst verfassten Brief über die Anfänge des AAI. Nun ist über die Anfangszeiten in den Unterlagen am AAI selbst oder im Diözesanarchiv nicht mehr allzu viel erhalten geblieben, bzw. setzt eine durchaus unvollständige Überlieferung erst später ein, welche durch Sichtung und Aufarbeitung von Quellenmaterial und zu führende Zeitzeugeninterviews ergänzt werden muss. Daher möge an dieser Stelle ein unvollständiger Abriss den Anstoß liefern, sich näher mit der Geschichte und Aktivitäten, der Geschichte des Hauses und seiner Bewohner:innen zu befassen.

In seinem eingangs zitierten Schreiben hält Widrich fest, dass er am 1. September 1961 „auf einem Schreibtisch und mit Nebentelefon in einer Ecke der ‚Leechburg‘ das Afro-Asiatische Institut Graz als Zweigstelle der Wiener Zentrale zu entwickeln [began]“. Offiziell hatte man im Laufe der Jahre die Lesart entwickelt, dass das Afro-Asiatische Institut, kurz AAI oder liebevoll „Afro“ genannt, im Jahr 1964 gegründet wurde, obwohl das von Bischof Dr. Josef Schoiswohl unterfertigte Gründungsdekret vom 18. Jänner 1962 stammte.

Anfänge vor dem Beginn

Dass die Jubiläen sich nicht nach dem offiziellen Gründungsjahr 1962, sondern die runden Jubiläen in den vierer- und die halbrunden Geburtstage in den neuer-Jahren (also 1974, 1979, 1984 etc.) begangen wurden, hat sicherlich mehrere Gründe, wobei als Hauptgrund wohl die Fertigstellung des Studierendenhauses in der Leechgasse 1964 von Architekt Kurt Weber-Mzell, zu nennen ist. In dieser Deutung zeigt sich auch, dass die Blickrichtung des AAI von vornherein eine globale und weltkirchliche, war. Man erkannte den Mehrwert der jungen Studierenden im Heim, die aus verschiedenen Gründen gefördert werden und im Zentrum stehen sollten. Im Februar 1964 war der damalige Kaplan und spätere Bischof Egon Kapellari als Nachfolger von Ludwig Reichenpfader (1915 – †1969) zum Hochschulseelsorger und Kurator des AAI ernannt worden. Am 30. November 1964 wurde der Neubau auf einem Grundstück der Katholischen Hochschulgemeinde unter Bischof Josef Schoiswohl gesegnet und somit offiziell eröffnet. Davor mussten noch viele organisatorische Arbeiten erledigt werden, wie die Auswahl der Studierenden,



Organisation des hauseigenen Buffetbetriebes, Ausstattung, Personal etc. Das AAI-Heim in der Leechgasse 22 sollte ca. 30 Plätze umfassen, wobei auch einige wenige Österreicher hier in Schnittstellenfunktion wohnten. Auch eine Hausordnung wurde erstellt, in der es eingangs heißt:

„1. Grundsätzliches: Das Afro-Asiatische Institut ist eine Stiftung der Steirischen Kirche und wurde vornehmlich für Studierende aus Afrika, Asien und Lateinamerika errichtet. Es soll ein Milieu schaffen, in dem verschiedenste Nationalitäten, Weltanschauungen und Religionen einander im Geiste der Toleranz begegnen können. Es versucht die ausländischen Studenten in ihren Sorgen und Nöten zu unterstützen. Es soll ein Beispiel dafür geben, dass alle Menschen gut miteinander leben können.“

Ein Teil des Hauses dient als Studentenheim. Seine Bewohner sind eingeladen, das Leben in diesem Haus mitzugestalten und mitzuverantworten.



Sie mögen aufeinander Rücksicht nehmen.
Sie mögen miteinander in Frieden leben.
Die Stärkeren mögen die Schwächeren schonen, und die Kontaktfreudigen sich um die Isolierten kümmern. So könnte eine Hausgemeinschaft entstehen, in der sich jeder entfalten kann.“

Der Afro-Asiate

Seit Aufnahme seiner Arbeit im September 1961 entwickelte das Afro-Asiatische Institut in der Person von Hans Widrich, der im Uni-Viertel bald schon mit „Ah, der Afro-Asiate“ begrüßt wurde, eine beachtliche und rege Tätigkeit, welche neben der Koordinierung des Neubaus des Studierendenheimes auch Feste verschiedener Kulturen und Religionen umfasste. Zunächst aber konnten drei Räume im Haus der KHG in der Leechgasse 24 gewonnen werden, welche sich auch für Zusammenkünfte eignen. So trafen sich die regimekritischen Perser zu regelmäßigen Treffen, das Neujahrsfest Nowruz wurde abgehalten, auch die Bahai und viele andere nutzten die Räumlichkeiten. Mittwochs fanden gut besuchte Filmabende statt, Vorträge und Konzerte wurden organisiert, im Haus und auch extern, wie z. B. im Forum Stadtpark mit Liederabenden japanischer Sänger:innen oder einem Konzert eines armenischen Komponisten. An Wochenenden gab es orientalische oder heimische Tanzmusik. Widrich erinnert sich auch, dass er auf Einladung des Bischofs „mit offeneren Kollegen Weihnachten im Kirchlichen Bildungszentrum auf Schloss Seggau [feierte]. Sie zeigten sich sehr glücklich und ich kam damit in die Presse. Es war richtig,

die Nationalitäten und Religionen zu mischen. Sie verstanden einander, und der gute Kontakt unter ihnen hielt auch in unserem Hause an. Bei Streitigkeiten erwiesen sie sich als nützliche Vermittler.“ Widrich verschweigt auch an anderer Stelle in seiner Rückschau nicht, dass es durchaus politische Differenzen gab und hier mit viel Feingefühl vorgegangen werden musste.

„Eloquente Orientalen“

In seiner Autobiographie *Bei den Fischottern in der Ebene und auf den Bergen* erinnert er sich diesbezüglich: „Ich organisierte mehrere Rundreisen und trachtete danach – nach dem Motto ‚Wir alle zusammen‘ –, immer auch Österreicher dafür zu interessieren. Zunächst plante ich eine Österreichrundfahrt mit Aufenthalt in Judenburg zu Silvester, wo wir durch die Pfarre sehr herzliche Aufnahme fanden. Dann fuhren wir ins tief verschneite Salzburg, das ich nicht kannte und das mich begeisterte. Ein Perser meinte: ‚Schrecklich! Drei Kirchen nebeneinander und keine Technische Hochschule!‘ Andere fürchteten, man würde ihnen heimlich Schweinefleisch unterschieben, tranken aber Unmengen an Bier. Zwei Projekte führten uns nach Berlin, von Westdeutschland finanziell unterstützt. Sie sollten die Unterschiede zwischen Ost und West verdeutlichen. Das Ergebnis war nicht so eindeutig, wie geplant. Die Anti-Schah-Perser applaudierten dem Anti-Amerikanismus bei den Diskussionen im Osten und hielten im Westen alles für amerikanische Propaganda, besonders auch die von ihnen geliebten Partys mit Brötchen und Limonade.“

Um auch direkten Kontakt mit den Menschen vor Ort in den Pfarren herzustellen und das AAI bekannter zu machen, wurden gemeinsam mit der Katholischen Frauen- und Männerbewegung Einladungen ausgewählter Studenten in steirische Familien organisiert, oder in Pfarren Vorträge über die Dritte Welt und über das AAI gehalten, und wohl nicht ohne Grund, dabei begleitet von „eloquenten Orientalen“, wie Widrich schreibt.

Keine Missionierungsanstalt

Bis zum Jahreswechsel 1964/65 sollte Widrich für das AAI tätig sein, bis er sich mit seiner jungen Familie neuen Herausforderungen in Salzburg stellte und dorthin übersiedelte. Zuvor jedoch wurde am 6. Februar 1962 bei Bischof Josef Schoiswohl der Beirat des Afro-Asiatischen Instituts (das heutige Kuratorium) mit, so Widrich, „eindrucksvollen Reden von Unterrichtsminister Heinrich Drimmel und anderen Politikern konstituiert. Es wurde klargestellt, dass nicht eine Missionierungsanstalt errichtet werden sollte, sondern eine Anlaufstelle und Hilfsorganisation mit klarer politischer Ausrichtung auf den Westen. Dass ich die Institution längst schon in diesem Sinne aufgebaut hatte, wurde übersehen. Ich saß in einer Ecke und schrieb das Protokoll.“ Mit Bescheid des Bundesministeriums für Unterricht vom 21. Februar 1962 erlangte das AAI Graz auch für den staatlichen Bereich Rechtspersönlichkeit.

Vorbild Wien

Drei Jahre zuvor, 1959, war in Wien das erste Afro-Asiatische Institut in Österreich gegründet worden. Graz sollte zunächst nur als Zweigstelle dienen, die Kuratorien sollten im gegenseitigen Austausch sein. 1989 wurde übrigens, als drittes AAI im Bunde, das Afro-Asiatische Institut Salzburg gegründet. Die Gründungszeit von AAI Wien und Graz war stark durch die Aufbruchsstimmung in der Katholischen Kirche geprägt, wovon dann auch das II. Vatikanische Konzil, welches in seiner Zusammensetzung als „Konzil der Weltkirche“ gelten kann und in seinen Dokumenten, und in seinen Dokumenten dafür Zeugnis ablegt, welche auch Friedens- oder entwicklungspolitische Themen und Verteilungsgerechtigkeit thematisieren.

Und in Graz?

In Graz gab es ähnliche Voraussetzungen wie in Wien. Es war ein fruchtbarer Boden vorhanden: Einerseits eine fördernde Hochschulgemeinde, wo es unter dem damaligen Hochschulseelsorger Msgr. Dr. Ludwig Reichenpfader schon einen internationalen Studentenclub gegeben hat, insbesondere mit Studierenden aus dem Nahen Osten, der

sich in der damaligen Cafeteria traf. Dann viele internationale Studierende, eine „weltkirchliche“ Aufbruchsstimmung, ganz im Sinne des Zweiten Vatikanums. Eine aufgeschlossene Diözese und deren Vertreter sowie eine aktive Laienorganisation in Form der Katholischen Aktion, welche mit ihren entwicklungspolitisch aktiven Gliedern, neben Bund und Land auch Gelder zur Verfügung stellten. Somit auch politische und wirtschaftliche Akteur:innen, denen nach dem zweiten Weltkrieg und im Schatten des Kalten Krieges Frieden und Wohlstand ein Anliegen war. Wie man mutmaßen darf, waren ebenso realpolitische und wirtschaftliche Interessen vorhanden, welche sich jedoch nicht gegenseitig ausschlossen.

Margarethe Ottilinger

Ideengeberin und treibende Kraft hinter der Begründung der ersten beiden Afro-Asiatischen Institute war Dr.ⁱⁿ Margarethe Ottilinger. Ottilinger, die unter Peter Krauland, Minister für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung, mit 29 Jahren die jüngste Ministerialbeamtin in der unter Besatzungsstatut stehenden Republik Österreich war, wurde, aus noch immer nicht ganz geklärten Motiven, 1948 von sowjetischen Soldaten entführt und wegen „Beihilfe zum Landesverrat sowjetischer Offiziere und wegen Wirtschaftsspionage zugunsten der Vereinigten Staaten“ zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Foltermethoden, um sie zu einem Geständnis zu zwingen, eine amerikanische Spionin zu sein, sowie ein Selbstmordversuch während der Untersuchungshaft zeugen von der grausamen Behandlung Ottilingers. Weitere Misshandlungen und Verhöre folgten, in Gefängnissen und im russischen Gulag litt sie ebenso unter schlechten Bedingungen und erkrankte aufgrund der unmenschlichen Zustände schwer. Sie fand aber in dieser Zeit zum Glauben. Erst 1955 wird sie, ohne je ein Geständnis abgelegt zu haben, schwer krank aufgrund einer größeren Amnestie anlässlich des Staatsvertrages, frühzeitig entlassen und kann nach Österreich zurückkehren. 1956 wurde das Urteil schließlich aufgehoben. Nachdem sie wieder gesundheitlich zu Kräften gekommen war, arbeitete sie für die ÖMV, wo sie rasch zur Prokuristin und zum Vorstandsmitglied aufstieg und dort bis zu ihrer Pension 1982 tätig war. Daneben war sie in verschiedenen wirtschaftlichen Vorständen tätig und Kuratoriumsmitglied des AAI Wien sowie von Pro Oriente (gegründet 1964).

Wiener Gründungsmotive

Margarethe Ottilinger wollte durch die Förderung von Studierenden aus Entwicklungsländern zur Völkerverständigung und Entwicklung beitragen und schlug so die



Gründung eines eigenen Instituts in Wien vor. Ein weiteres Motiv wird auch gewesen sein, eine Maßnahme gegen die Ausbildungs- und Wirtschaftsmaßnahmen des „Ostens“ und den kommunistischen Block zu bilden. Dabei erhoffte man sich auch einen positiven Effekt für die Exportwirtschaft und Forschung. Die Idee des AAI Wien wurde vor allem durch den Missionsorden „Gesellschaft des Göttlichen Wortes – SVD“ und von Ottilinger vorangetrieben. Erstere hatten schon 1957 ein „Übersee-Studentenwerk“ gegründet, um sich um die wachsende Zahl ausländischer Studierenden zu kümmern. In der Katholischen Hochschulgemeinde

Wien hatte sich zudem auch schon ein „All Nations Club“ (unter Hans Leitner) gegründet, der einen Dialog mit ausländischen Studierenden fördern wollte, was die KHG und in weiterer Folge Ottilingers Mitsreiter Hochschuleseelsorger Karl Strobl zu einem attraktiven Anknüpfungspunkt machte. Zudem konnten mittels Spendenaktionen von Katholischer Frauenbewegung, Katholischer Männerbewegung und Dreikönigsaktion Finanzmittel bereitgestellt werden, welche für Stipendien, Baumaßnahmen und Betreuung von Studierenden aus den sogenannten Entwicklungsländern verwendet werden konnten.

Ottilinger äußerte sich dazu in einem Exposé vom Juli 1960 an Hochschuleseelsorger Karl Strobl: „Sowohl in Österreich als auch in Europa fehlt eine Institution, die den jungen Menschen aus Afrika und Asien den Studienaufenthalt zu einer Bildungsstätte nicht für eine bestimmte Fachrichtung, sondern auch für die Heranbildung zu einer echten Persönlichkeit macht. Sie studieren unter schwierigen Verhältnissen und kehren zuletzt mit einem Europa-Bild des hohen Lebensstandards und dessen Auswüchsen, nicht aber mit einer Kenntnis von den geistigen Elementen, die dieses Europa geschaffen haben, in ihre Heimat zurück. Außerdem kehren diese jungen Menschen in vielen Fällen mit einem Gefühl der Abneigung zurück, weil sie zwar materielle Hilfe, nicht aber menschliches Verstehen und Miterleben in Europa gefunden haben.“

Das AAI sollte aus der Sicht Ottilingers „sowohl den menschlichen als auch den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Problemen der Studierenden wie den Beziehungen Österreichs zu den Entwicklungsländern Rechnung tragen.“ Kardinal König sah diese Notwendigkeit ebenso und gründete damals noch in der Salesianergasse 3a in Wien offiziell das erste Afro-Asiatische Institut in Österreich.

Graz als weiteres Netzwerk der Idee der Völkerverständigung

In Graz wurde die Idee Ottilingers kurz darauf aufgegriffen. So war Dr. Josef Krainer während seiner Zeit als Generalsekretär der Katholischen Aktion (1956–62) maßgeblich an der Gründung des AAI Graz beteiligt und später im Kuratorium tätig. Anlässlich eines Interviews, welches ich mit ihm zum 50-jährigen Bestehen des AAI Graz geführt hatte, erinnerte er sich, dass Dr.ⁱⁿ Magarethe Ottilinger mit ihm auch Kontakt aufnahm. Er hat diese Idee Ottilingers, „Netzwerke für die Idee der Völkerverständigung“ zu schaffen, unterstützt und den Kontakt zu Würdenträgern auch der Kirche wie Bischof Dr. Schoiswohl oder etwa zu seinem Vater Landeshauptmann Dr. hc. Ökonomierat Josef Krainer sen. hergestellt. Damit war ein wichtiger Grundstein für die Gründung in Graz gelegt.



Es wären in weiterer Folge viele Namen zu nennen, die am (Auf-)Bau des AAI Graz beteiligt waren. Eine umfassende Behandlung der Geschichte, Tätigkeiten und Arbeitsfelder des AAI Graz, muss jedoch an anderer Stelle erfolgen – Blitzlichter wurden schon in der 50 Jahre Festschrift des AAI aufgezeigt.

Für die ersten Stunden des AAI Graz sind es vor Ort sicherlich auch neben den schon oben genannten Personen und Institutionen beispielsweise auch der Präsident der Finanzlandesdirektion für Steiermark, Dr. Max Albecker, welcher sich auch um den Bau des AAI verdient gemacht haben, oder etwa der Hochschuleelsorger und spätere Bischof, Dr. Egon Kapellari, der wie LH Dr. Krainer es ausdrückte, „eine entscheidende Persönlichkeit [war], der durch Intellektualität, eine große Frömmigkeit und einen Blick auf die Weltkirche, den wir teilten, auffiel.“

Befundung und Verortung der Kompetenz

Der langjährige, nicht nur um das AAI aufgrund seines Einsatzes hochverdiene Hochschuleelsorger Dr. Heinrich Schnuderl, unter dessen Ägide auch weitere

Baumaßnahmen fielen, hebt in seinem Leitartikel „Heimat auf Zeit“ zum 20-Jahr-Jubiläum in Denken & Glauben hervor, dass im (damals gerade frisch umgebauten) Stiegenhaus des AAI neben religiösen Symbolen auch folgende Inschrift zu finden war: „Die Katholiken der Steiermark haben es dem Bischof von Graz ermöglicht, mit Hilfe von Bund, Land und Stadt dieses Haus im Jahre 1964 erbauen zu lassen. Es soll ein Raum sein, in dem Studierende der verschiedensten Nationen und Weltanschauungen einander im Geiste der Toleranz begegnen.“ Diese in der Inschrift abschließend beinhaltete Botschaft – wiewohl mittlerweile aufgrund weiterer Umbauten verschwunden – ist zugleich auch ein zeitloser Auftrag an alle Nachgeborenen.

Prof. Dr. Andreas Bsteh SVD, ehemaliger AAI-Seelsorger hielt in seinen Anmerkungen zu den Anfängen des AAI Wien im Jahr 2016 folgendes fest, was auch für das AAI Graz nach wie vor zu übertragen gilt: „Im Rückblick steht ohne Zweifel fest, dass die Gründung des AAI [...] in der Tat ein Gebot der Stunde war. Ist doch in den Jahren seither immer deutlicher geworden, dass ein Zusammenleben der Völker weltweit unaufhaltsam religiös, kulturell und politisch schicksalhaft auf eine internationale Qualität zustrebte. Insofern hatte die Gründung des AAI im Rahmen seiner weitblickenden Zielsetzung prophetische Züge. Sie hat vorweggenommen, was sich bis in die Gegenwart hinein verheißungsvoll abzeichnete; eine Welt, die eine neue zukunftsweisende Qualität erlangte. Und umgekehrt, sollte diese Internationalisierung nicht gelingen, in ein Szenario einmünden, das zu konkurrenzhaften Spannungen und gewaltsamen Auseinandersetzungen führen würde.“

Das AAI hat, so gesehen, im Kleinen die Zukunft des weltweiten Entwicklungsprozesses vorweggenommen und sichtbar gemacht und offensichtlich dank aller erfolgreichen und trotz aller weniger erfolgreichen Anstrengungen auch realisiert. Was die Welt auf ihrem Weg in die Zukunft durchzustehen und zu bewältigen hat, sollte im Leben des AAI miniaturhaft eingeübt werden. Ihr mannigfaltiges Nebeneinander sollte in einem global verstandenen Lernprozess die Merkmale einer ‚Welt im Dialog‘ annehmen, einer Welt im Zeichen eines ganz neuen Miteinanders.“

Der vorhergehende Befund Bstehs deckt sich auch mit der Definition des langjährigen Kuratoriumsmitglieds des AAI Graz Franz Küberl aus einem Interview aus dem Jahre 2024, wo er das AAI kurz aber treffend definierte: „Das AAI ist ein Einübungsplatz interreligiöser und interkultureller Kompetenz“. All denen, die dies ermöglicht haben, sei es nun finanziell oder ideell – durch Wort und Tat – und allen, die dies auch in Zukunft noch tun werden, sei an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen!

60 Jahre Haaimat

Von Anna Maria Steiner

aa
60 Jahre

„Ein Rohbau!“ ist die erste Erinnerung Egon Kapellaris, als er nach der Gründung des Afro-Asiatischen Instituts (kurz: AAI) in Graz gefragt wird. Denn damals, als der langjährige Grazer Diözesanbischof 1964 die Studierendenseelsorge in der Leechgasse übernahm, war vieles noch im Aufbau befindlich.

„Trigon“-Initiative und „Zweites Vatikanum“

Ein internationales Haus, das 32 Studierenden als Beheimatung während ihrer Studienzeit dienen sollte: Beim Amtsantritt von Egon Kapellari als Hochschuleseelsorger vor 60 Jahren war man davon noch weit entfernt. Warum es überhaupt zur Gründung eines internationalen Studierendenhauses in Graz gekommen war, weiß Franz Küberl, der dem „Afro“ seit 1972 verbunden ist. Zwei Gründe waren, so der langjährige Präsident der Caritas Österreich, für das Entstehen des AAI ausschlaggebend: „Zum einen der kirchliche Impuls, der zweifelsohne mit dem Zweiten Vatikanum verbunden“ war. Weltkirche heiße, dass man nicht bloß für sich sein kann. Zum anderen war in der Steiermark der 1960er-Jahre klar eine Öffnung zu spüren, mit Hanns Koren, dessen „Trigon-Initiative“ zum Blick über den steirischen Tellerrand ermutigte, Richtung Slowenien und in den norditalienischen Kulturraum. Eine erste Grenzüberschreitung war damit gewagt. Was nun noch fehlte, war ein Institut, das diese Internationalität zum Inhalt hatte.

Studierende als Brückenbauer

Von Anbeginn seien im AAI Studierende aus dem Globalen Süden als Brückenbauer im Zentrum gestanden, erzählt Johannes Mindler-Steiner, der das „Afro“ seit mehr als sieben Jahren leitet: „Es ist kein Zufall, dass das Jubiläum sich nach der Fertigstellung des Heimes für Studenten und nicht nach der offiziellen Gründung des AAI richtet.“ Wie wichtig „das Sich-Öffnen, das Aufeinander-Zugehen und das Eröffnen von neuen Räumen“ sei, daran erinnert sich Franz Küberl zurück. Das galt nicht nur im Bereich der Kirche, sondern auch für die steirischen Universitäten. Bis Mitte der 1980er-Jahre ermöglichten lediglich Austausch-Programme wie das „Fulbright“ oder andere bilaterale Abkommen zwischen Universitäten Studienaufenthalte im Ausland. Erst die Etablierung des so genannten „Erasmus“-Programms im Jahr 1987 brachte

Studierende aus allen Erdteilen verstärkt nach Graz. Für Franz Küberl eindeutig ein Gewinn für die Stadt an der Mur: „Es war wichtig, dass der Hauch des Internationalen stärker wurde und man aus einer bestimmten Abkapselung ausbrechen konnte. Und dafür haben das Afro und mit ihm im Verbund auch die Katholische Hochschulgemeinde enorm viele Beiträge geliefert.“

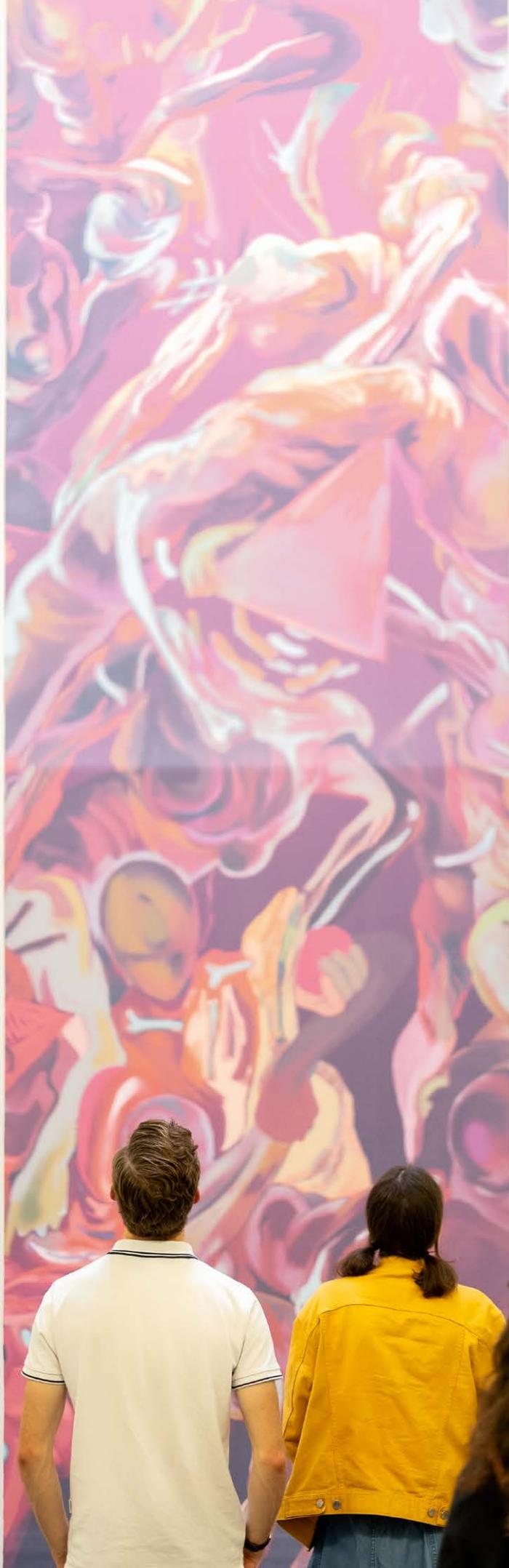
Die Zukunft: Heimat und Dialog

Als eine der ganz großen, zusätzlichen Stärken des Grazer Afro-Asiatischen Instituts sieht das Kuratoriums-Mitglied das „enorme Fachwissen und die enorme Erfahrung im interreligiösen und interkulturellen Dialog in Graz und in der Steiermark“ und dies mit der Initiative „ComUnitySpirit – Religionen und Kulturen im Dialog“ auch in die Öffentlichkeit einzubringen. „Das ist schon beeindruckend“, sagt Franz Küberl und meint, nach einer kurzen Pause: „... da würde ich mir manchmal sogar wünschen, dass mehr kapiert wird, welche große Leistung das ist und wie viel das unserem Land auch dienlich ist.“ Für ihn ist die Institutsgründung „Zeichen dafür, dass man aus der Verklemmtheit der Geschichte gelernt hat.“ Und heute? Wie notwendig ist das alles in einer längst globalisierten Welt? Trotz der Verwendung moderner Kommunikationsmethoden wie Videotelefonie sei es nach wie vor für Studierende nicht einfach, „sich in einer fremden Umgebung mit anderer Sprache, Kultur oder anderem Schriftsystem“ zurechtzufinden – weit weg von Familie und vom Freundeskreis, sagt Johannes Mindler-Steiner. Aus diesem Grund sei eine ganz wesentliche Aufgabe seiner Einrichtung, den Studierenden eine „BehAAImatung auf Zeit, in einer möglichst förderlichen Umgebung, zu geben. Und das alles in der Hoffnung, dass diese Menschen zum gegenseitigen Verständnis beitragen und die Welt ein Stück weit besser und friedvoller machen.“

Anna Maria Steiner, war von 2007 bis 2014 in der Katholischen Hochschulgemeinde als Bildungsreferentin und Chefredakteurin von *Denken+Glauben* tätig. Seit 2015 arbeitet sie in der Auslandshilfe der Caritas Steiermark. Sie mag und macht Musik und geht gerne über Landesgrenzen, am liebsten in Osteuropa und Nahost.



Foto: Neuhold



Der Körper als Brücke zwischen Innen und Außen

Alois Kölbl im Gespräch
mit dem Kunstduo studio ASYNCHROME

Das Kunstduo studio ASYNCHROME (Marleen Leitner und Michael Schitnig) beschäftigt sich in der Ausstellung in der QL-Galerie auf Einladung des Afro-Asiatischen Instituts, das in diesem Jahr sein sechzigjähriges Jubiläum feiert, mit dem menschlichen Körper und seinen gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Interaktionen. Im Foyer des Studierendenhauses in der Leechgasse schaffen elastisch verformte Leiber und Körperteile eine Dynamik und Instabilität ganz eigener Art. Alois Kölbl hat mit den Künstler:innen über ihre Ausstellung als Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen in unsicheren Zeiten gesprochen.

Unser Jahresthema im Quartier Leech heißt „Searching Connection“, das Thema dieser Ausgabe unserer Zeitschrift lautet „Über Brücken“. Ich habe den Eindruck, dass es auch in eurer Arbeit um die Analyse der Verbindung von Innen und Außen im Blick auf den Körper, aber auch hinsichtlich gesellschaftlichen Zusammenlebens geht ...

Wir beschäftigen uns schon seit mehr als zehn Jahren mit dem Körper, seit drei Jahren geht es bei unserem Werkzyklus „Body-Works“ vor allem um einen Innenblick auf den Körper. Wir thematisieren dabei die Sichtweise aus dem eigenen Selbst auf die Gesellschaft und gehen der Frage nach, wie wir Gesellschaft aus einem körperlichen Innenblick heraus wahrnehmen. Dazu haben wir für den Raum der QL-Galerie eine raumgreifende Installation unter dem Titel „Hypokeimenon“ konzipiert. Aristoteles bezeichnet damit das Substrat, die bestimmungslose Materie, die wechselnde Formen annehmen kann und selbst im Wechsel der Zustände beharrt. Uns geht es dabei um den Einfluss des „äußeren Körpers“ – sprich: der Gesellschaft – auf uns als Individuen und auch um die Wechselwirkung zwischen physischen und psychischen Körpern, zwischen Innen und Außen, zwischen der Gesellschaft und unserem Menschsein. Ausgangspunkt unserer Überlegungen war Robert Gutzers „Soziologie des

Körpers“, wo der menschliche Körper als gesellschaftliches Phänomen gesehen und gefragt wird, inwiefern der Körper als Produkt und Produzent von Gesellschaft zu verstehen ist. Einflüsse aus der Gesellschaft verändern den Körper, aber wir verändern auch umgekehrt mit unserem Körper die Gesellschaft. Aber auch Giorgio Agambens Buch „Der Gebrauch der Körper“ spielt für unsere Arbeit eine Rolle. Von ihm kam letztlich auch die Inspiration zum Ausstellungstitel „Hypokeimenon“, denn Giorgio Agamben verfolgt die Spaltung des menschlichen Lebens bis an die Anfänge der abendländischen Philosophiegeschichte, wo Aristoteles zwischen dem „politischen Leben“ (Bios) und dem „nährenden Leben“ (Zoe) unterscheidet. Es geht also um einen ursprünglichen Leere-Zustand, in dem ein Körper mehrere Zustände einnehmen kann. Für uns liegt genau darin das Faszinierende, dass es ein Momentum gibt, wo der Körper zugleich jede und keine Zuschreibung haben kann. Da wird es für uns auch künstlerisch interessant. In der Ausstellung sieht man Körper, die sich aufbäumen, die in einem Schwebezustand sind, oder die auseinanderfallen und irgendwie doch wieder zusammenfinden. Ein Aufbruch, der gleichzeitig auch ein Zusammenbruch sein kann. Wir wollen das aber sehr bewusst offen lassen und verstehen es nur als Denkanstoß. Es geht dabei vielleicht auch um ein Einfrieren von Formen,

die in einem Veränderungsprozess sind. So erleben wir auch den derzeitigen Zustand unserer Gesellschaft. In der neuen Werkserie findet man auch viele Körper, die nicht dem traditionellen Körperbild entsprechen. Wir wollen die Zerrissenheit unserer Zeit als körperliche Erfahrung sichtbar machen.

Das Afro-Asiatische Institut, von dem ihr zu dieser Ausstellung in der QL-Galerie eingeladen wurdet, wurde vor sechs Jahrzehnten gegründet. Damals hat es noch wenig Erfahrung mit Menschen anderer Kulturen und Ethnien und deren Körperlichkeit gegeben. Seit damals hat sich viel getan. Auch in unserer Stadt gehören Menschen anderer Herkunft und Hautfarbe inzwischen ganz selbstverständlich zum urbanen Alltag. Spielt diese Veränderung für eure Arbeit eine Rolle?

Die Vielfalt unterschiedlicher Herkunft, aber auch von Lebensentwürfen ist inzwischen nicht nur für Institutionen wie das Afro-Asiatische Institut zur Normalität geworden, gleichzeitig beobachten wir aber auch angstbesetzten Neokonservatismus, Vielfalt ist keineswegs nur selbstverständlich, auch nicht im 21. Jahrhundert. Es gibt Formen von Transgender und diverser sexueller Orientierung, die noch keineswegs allgemein in unserer Gesellschaft akzeptiert werden. In unseren Recherchen haben



Foto: Milatovic

wir bemerkt, dass vieles, was in unserer Künstler:innen-Blase als selbstverständlich gilt, noch keineswegs im Mainstream gesellschaftlicher Akzeptanz angekommen ist. Gerade wegen dieser Ungleichzeitigkeiten und Diskrepanzen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Lebenswelten bedarf es des Dialogs über diese Grenzen hinweg ganz im Sinn des Titels dieses Heftes. Der Körper wird in dieser Umbruchzeit auch wieder zu einem ganz eigenartigen politischen Motiv. Vor sechzig Jahren hat das Afro-Asiatische Institut einen Möglichkeitsraum aufgetan, den gilt es kreativ weiterzudenken. Es geht um Bewegung und Dynamik und die Erweiterung von Räumen in viele Richtungen. Das beginnt vor allem damit, dass wir einander wieder mehr zuhören. Durch die digitale Vernetzung entstehen unglaubliche neue Möglichkeiten, von denen man vor sechzig Jahren nicht einmal eine Ahnung hatte, aber gleichzeitig führt das auch wieder in neu entstehende,

geschlossene Blasen. Das ist auch ein sehr spannendes Phänomen. Darüber möchten wir auch als Künstler:innen-Kollektiv, das das Umfeld nicht nur aus der Perspektive eines Geschlechts wahrnimmt, nachdenken.

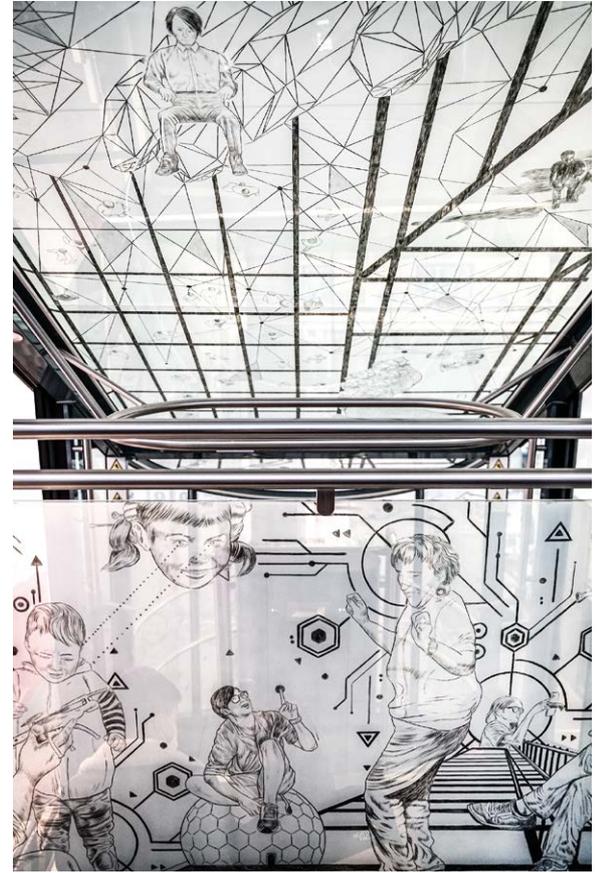
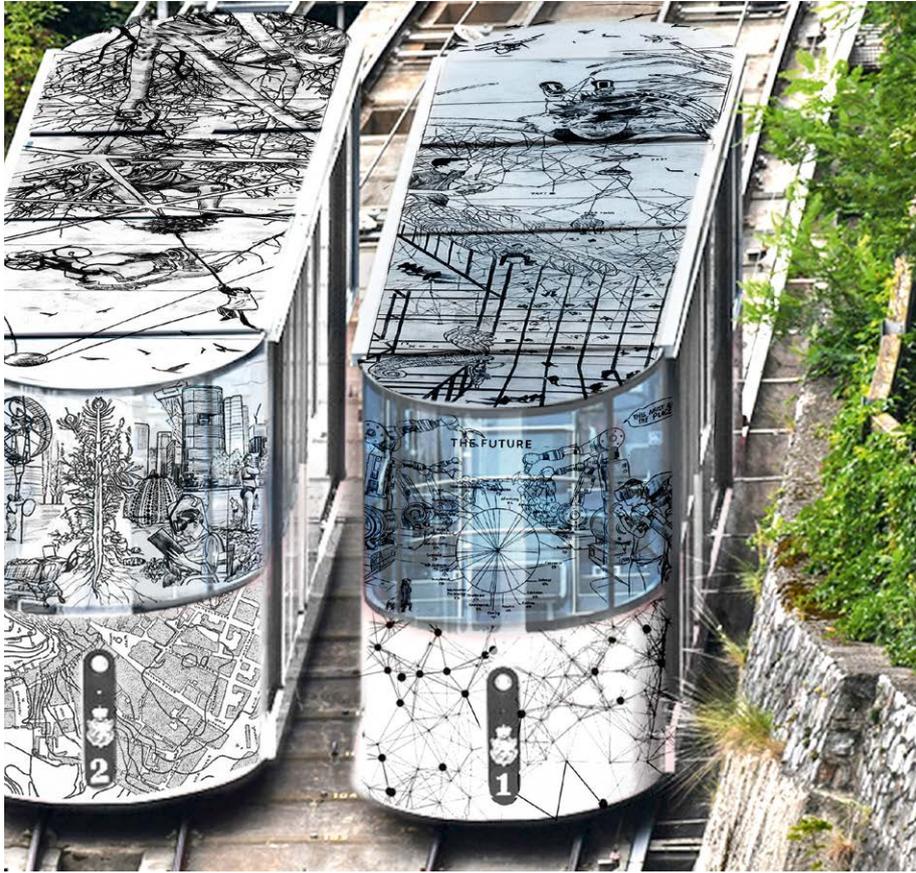
Worin liegen die Chancen kollektiven Arbeitens?

Am Anfang steht immer der Dialog. Ohne ihn kann es für uns keinen künstlerischen Prozess geben. Natürlich sind wir uns nicht immer einig, aber genau darum geht es. Das kann manchmal auch den Verzicht auf einen sehr individuellen und erkennbaren künstlerischen Gestus bedeuten. Dazu gehört auch der Verzicht darauf, nach außen tragen zu können, was von wem stammt. Es ist immer ein gemeinsamer Prozess, auch wenn es Arbeiten gibt, die nur von einem/r von uns geschaffen wurden, aber es geht nie ohne das Gespräch miteinander und insofern ist

es immer eine Arbeit von uns beiden und ist ein Gemeinschaftswerk. Dabei können sich unsere Rollen durchaus ändern, aber genau das macht den künstlerischen Prozess spannend.

Wie ist es zur Arbeit im Kollektiv gekommen?

Wir haben beide Architektur studiert und uns am Grazer Institut für Zeitgenössische Kunst bei Hans Kupelwieser auch kennengelernt. Bei architektonischen Projekten spielt Teamarbeit eine große Rolle. Schon damals hat uns der ge- und umbaute Raum interessiert, aber auch die Frage, wie man ihn überschreiten kann. Gleichzeitig kommen wir beide von der Zeichnung und Hans Kupelwieser hat eine skulpturale Position eingebracht. Oft sind wir beide dann bei Teamprojekten übriggeblieben und haben es dann zu zweit fertiggestellt. So hat sich mehr und mehr die Arbeit im Duo herauskristalliert.



studio ASYNCHROME, Space*Object*Inbetween, 2020. © studio ASYNCHROME

Unser Name „Asynchrome“ hat sich dann in Anlehnung an ein Druckverfahren, das inzwischen kaum mehr angewendet wird, ergeben. Aus mehreren Schichten übereinander ergibt sich erst die Bildwirkung. Fotografie, Malerei, aber auch Philosophie und Soziologie sind für uns solche Schichten, aus denen sich unsere Kunst ergibt. Wir verstehen unser Werk als transdisziplinäres Projekt. Daraus entstand auch die Idee von den begehbaren Zeichnungen. Man tritt in unsere Werke ein und wird manchmal auch genau dadurch überrascht, weil sie sich im öffentlichen Raum befinden, wo man Kunst nicht unbedingt erwartet. Dabei spielt die Raumerfahrung eine Rolle, aber auch die Zeit, eben die Bewegung und die Abfolge verschiedener, sich verändernder Blickmöglichkeiten. Es gibt bei unseren Arbeiten nie nur eine einzige und richtige Leserichtung, sondern immer ganz verschiedene Einstiegspunkte. Das ist für viele unserer Werke essentiell.

Wer sich in Österreich mit Körperlichkeit auseinandersetzt, reiht sich auch ein in eine spezifisch österreichische Tradition der Körperkunst. Wie seht ihr euch selbst im Hinblick etwa auf Body Awareness Painting von Maria Lassnig oder den Aktionismus österreichischer Prägung?

Durch die gesellschaftliche Isolation in der Coronazeit sind wir als Kunstduo, das ursprünglich viel mehr nur an gesellschaftlichen Entwicklungen interessiert war, auf unseren Körper und unsere Körperlichkeit zurückgeworfen worden und haben nicht zuletzt aus dieser Erfahrung heraus die künstlerische Auseinandersetzung damit intensiviert. Und natürlich spielen dabei auch andere künstlerische Positionen, mit denen wir uns auseinandersetzen, eine Rolle. Die von Günter Brus etwa, der gerade in der Zeit, als das Afro-Asiatische Institut gegründet wurde, ganz neue Räume eröffnet hat, die die damalige Gesellschaft erregt und herausgefordert

haben. Das hat doch auch ganz buchstäblich etwas aufgebrochen, worauf wir Generationen später aufbauen können. Genau diesen Mut bräuchte es auch heute wieder. Wir alle sind doch auch irgendwie die Bibliothek unserer künstlerischen Vorbilder und natürlich lässt sich diesbezüglich auch viel in unserem Werk an Bezugspunkten ablesen. Aber wir sind noch mitten drin in einem Forschungsprozess hinsichtlich des Körpers in all seinen Mehrdeutigkeiten und auch Diskrepanzen. Es war schon etwas Besonderes für uns in New York mit Günter Brus oder im Greith-Haus in St. Ulrich nach Maria Lassnig ausstellen zu können. Da wird man sich auch eigener Wurzeln bewusst, in dem Fall über das eigene Nachdenken über den Körper und das, was man künstlerisch als Forderung an die Gesellschaft formuliert. Da geht es um die Bedingungslosigkeit und die Hingabe im Versuch, Grenzen abzubauen und zu überschreiten, die wir als absolut vorbildlich und inspirierend für unser Werk



Foto: Milatovic

sehen, auch wenn wir heute in einer ganz anderen Zeit leben und das Gefühl haben, dass sich manche Räder wieder nach rückwärts zu drehen beginnen.

In der Coronazeit sind Brüche in unserer Gesellschaft sichtbar geworden bzw. auch entstanden. Wie nehmt ihr das als Künstler:innen wahr? Habt ihr das Gefühl, dass Kunst diesbezüglich etwas bewegen bzw. bewirken kann?

Wir nehmen das sehr stark wahr und wir sind der festen Überzeugung, dass Kunst etwas bewegen kann, sonst würden wir nicht Kunst betreiben! Kunst kann Bereitschaft zum Dialog herstellen und der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten. Und manchmal muss sie auch provozieren. Das geschieht manchmal auch absichtslos und ohne, dass man als Künstler:in zuerst an Provokation denken würde. Man könnte da zum Beispiel an unserer Projekt in der Schlossbergbahn denken, wo sich Menschen provoziert fühlten.

Inwiefern?

Wir haben damals in der Grazer Schlossbergbahn mit einer programmierbaren Folie in der Panoramabahn auf den Schlossberg gearbeitet. Während der Fahrt auf den Berg war sie auf opak programmiert, das heißt, es wurde den Mitfahrenden der Blick

auf das Stadtpanorama versperrt. Die Besucher:innen dieser Ausstellung in einer Bahnkabine, die sie während der Fahrt nicht verlassen konnten, waren also gezwungen, für die Dauer der Fahrt unsere Zeichnungen auf den Folien zu betrachten. Wir wollten damit auch darauf aufmerksam machen, dass uns in vielen Bereichen unserer Lebenswelt der Blick versperrt wird, zum Beispiel durch Layer im Internet. Insgesamt versperrte die Intervention in der Bahnkabine ja auch nur zeitweilig den Blick, sie wurde nach einer gewissen Zeit wieder durchsichtig und nur die Zeichnungen auf der Folie waren noch zu sehen. Nur für ein paar Sekunden konnte man also nicht durchblicken. Natürlich zeigten auch die Zeichnungen, wie wir als Künstler:innen über Stadt und urbanen Raum denken. Spannend war für uns dabei, dass man sich in diesen drei Minuten unserer Intervention einfach nicht entziehen konnte, anders als bei Nachrichtensendungen, die man einfach abschalten kann. Für kurze Zeit war man also in dieser Zeitkapsel gefangen und musste sich dem einfach aussetzen. Für uns sehr überraschend war, dass die Leute nicht einfach nach links oder rechts geschaut haben, – dort war der Blick nämlich nicht durch die Folien versperrt –, sondern sich von dem gestörten Panoramablick in den Bann ziehen ließen. Wir sind dann immer wieder auch selbst mitgefahren, um die

Reaktionen der Menschen zu beobachten, ohne dass sie wussten, dass wir die Künstler:innen sind. Dabei entstanden für uns sehr spannende Diskussionen.

Der Raum der QL-Galerie ist kein neutraler White Cube, man muss sich markanten architektonischen Vorgaben stellen. Wie geht ihr mit diesem Raum um bzw. was fordert euch an diesem sehr speziellen Raum heraus?

Das Spannende an dem Raum ist, dass er sehr offen ist und viele Menschen ihn einfach durchqueren, ohne der Absicht hier zu bleiben oder zu verweilen. Spannend auch, dass man von oben nach unten schauen kann, das ergibt eine ganz andere Wirkung. Auch dieses Quasi-Sakrale an dem Raum mit den hohen Bögen hat uns gleich sehr interessiert. Wir mögen es sehr, in unserer Arbeit Komfortzonen zu verschieben. Es war uns sofort klar, dass wir in diesem Raum die Kunst nicht an die Wände bannen, sondern in den Raum treten lassen wollten. Wir wollten einen Raum im Raum schaffen, der neue Blickmöglichkeiten eröffnet, gleichzeitig aber auch gewohnte Wege behindert. Gewohntes sollte bewusst durchbrochen werden. Sehr wichtig ist uns dabei die Bewegung des eigenen Körpers und wie sich durch diese Bewegung auch die Wahrnehmung der Kunst verändert. Das ist für uns ein Bild für die Bedeutung von Bewegung für jegliche Veränderung besonders in gesellschaftlicher Hinsicht. Es braucht auch die geistige Beweglichkeit, um Veränderung zu ermöglichen. Wir haben auch die Lichtwirkung im Raum beobachtet und uns davon inspirieren lassen. Die Körper auf den luziden Tüchern bekommen je nach Lichteinfall ein ganz spezifisches Eigenleben und eine eigene Dynamik. Besonders spannend ist das im hohen Lichthof, wo das Licht von hoch oben buchstäblich in den Raum hereinfällt und ihn sakralisiert. Auch hier war es möglich, das geregelte Spiel von hinten und vorne, Vorder- und Rückseite in eine Dynamik, die keine richtige oder falsche Ansicht mehr kennt, zu transformieren und neue Wahrnehmungsräume zu eröffnen.

Becoming a Bridge

Ein Brückenbau-Bericht
Von Julia Jochum



Foto: Milatovic

The wisdom of bridges comes from the fact that they know both sides, they know both shores!

Mehmet Murat Ildan

Im vergangenen Jahr habe ich mir Brücken gebaut. Ich tue das grundsätzlich immer gerne, zwischen mir und anderen Menschen, Themen, Orten. Die letzten Monate waren jedoch anders, ich bin zum Brückenbauen aus Österreich hinausgegangen und habe es gewagt, mein Brückenbauverfahren etwas zu verändern. Grundsätzlich kann man hier in Graz Menschen aus der ganzen Welt treffen und wunderbare Brücken bauen, doch für die Ausweitung meines Brückennetzwerkes war es einmal notwendig, einen anderen Ort für das Bauvorhaben aufzusuchen. Dieser Ort war der Norden Englands, genauer Yorkshire, wo ich im Rahmen des Programmes weltweit-[unterrichten.at](#)¹ als Sprachassistentin für Deutsch an zwei

englischen Schulen gearbeitet habe. Diese Erfahrung hat auf vielerlei Weise etwas mit dem Thema dieses Heftes zu tun und die Brückenmetaphern werden im Folgenden zur Gänze aufgebaut!



Über Brücken zu gehen bedeutet, sich im Schwebestand über einem Abgrund, Fluss, See oder manchmal einer vor Autos wimmelnden Straße zu befinden. Dieser Schwebestand ist nicht unähnlich eines Umzugs in ein anderes Land. Man weiß nicht, was einen erwarten wird, klappt alles mit dem Visum? Findet man ein geeignetes Zimmer, kann man es sich leisten, hält man es mit den Mitbewohner:innen aus? Englische Mieter:innen haben weit weniger Rechte als österreichische ... was, wenn es nicht klappt? Hält die organisatorische Brücke, die man sich langsam zu bauen begonnen hat in ein anderes Land?



studio ASYNCHROME, Bodyworks, 2022.
© studio ASYNCHROME

Hat man genug Mut, darauf zu vertrauen, dass der digitale Papierkram, den man Monate zuvor ausgefüllt hat, einen hinbringt in ein neues Leben, ankommen lässt in einem neuen Land, voller neuer, unbekannter Menschen?

Über Brücken zu gehen bedeutet aber auch, von einer Seite, einer Welt, auf eine andere Seite, in eine andere Welt, hinein zu gehen. Ich ging also von meinem Uni-Alltag in Graz in einen Alltag als Sprachassistentin in Wakefield. In einen Alltag in England, wo die Supermärkte durchschnittlich dreimal so groß sind, der Bus an dir vorbeifährt, wenn du ihm nicht winkst und das Kaffeehaus um vier schließt, weil dann die Pubs aufmachen. Wo die Schule um ca. neun beginnt und bis vier dauert, du eine Gruppe Jugendliche unterrichtest, die aussehen, als arbeiteten sie auf der Bank und du ein Schulklima und einen Zusammenhalt erfährst, die du aus Österreich nicht kennst. Wo du am Wochenende in die coolsten queeren Bookshops gehst und im Farn-„Wald“ auf dem Hochmoor stehst. Ein Alltag, wo es an der Wand im Konferenzzimmer extra Boiler gibt für heißes Wasser für den „tea“ und sich die Schüler:innen bei dir bedanken, wenn sie die Klasse verlassen. Wo du vom normalen Leben deiner Kolleg:innen erfährst, von ihren doch so ähnlichen und manchmal verwirrend

andersartigen Sorgen und Freuden, die traditionelle Einladung zum Sunday-Roast-Dinner inkludiert. Wo plötzlich die eigenen kulturellen Prägungen so sichtbar werden wie noch nie, wenn du das Fenster nicht kippen kannst und dich das mehr beschäftigt als du dir je ausgemalt hättest. Wo du Brücken baust zu neuen Orten, die langsam dein Zuhause werden.

Brückenbauen zwischen Orten funktioniert also ganz gut allein, noch schöner und stabiler sind jedoch jene, die man gemeinsam mit anderen Menschen bauen kann. Und das Beste: diese kann man von überall weiterbauen! Im Norden Englands entstanden für mich Brücken nicht nur zum Yorkshire, sondern vor allem zu seinen Leuten, zu speziellen Menschen von der Irish Sea, zu wunderbaren Kolleg:innen, Freund:innen und Mitbewohner:innen aus Spanien, Frankreich, Indien und Nigeria. Diese Brücken sind der wahre Reichtum, das Geschenk, das ich mitnehme von meinem Bauprojekt in England.

Nach dieser Brücken-Metapher-Reise möchte ich noch – im Anschluss an den Titel des Textes und das Zitat zu Beginn – mein eigenes Mich-selbst-zur-Brücke-Machen ansprechen. Denn auf eine Art bin ich jetzt zur Brücke geworden, zwischen „meinem“ England und „meinem“ Österreich. Ich kann Freund:innen und Familie von meinen Erfahrungen berichten, hier einen Text schreiben, meinen zukünftigen Schüler:innen einen anderen Blickwinkel auf das Leben in diesem Land und seine Menschen geben. Ich bin also nicht nur Baumeisterin, sondern erfolgreich selbst zum Brückenbauprojekt geworden.

¹ www.weltweitunterrichten.at/ Ein Programm des Bundesministeriums, das Leute aus Österreich in verschiedene Länder der Welt schickt, wo man dann als Sprachassistent:in für Deutsch arbeiten kann. Ja! Das ist eine Empfehlung!



Julia Jochum,
studiert seit 2016 Englisch und
Geschichte, Sozialkunde und Poli-
tische Bildung auf Lehramt. Seit 2020
Forschungsassistentin für Allgemeine
Geschichte des Mittelalters und
Historische Hilfswissenschaften an
der Karl-Franzens-Universität Graz.

Foto: Moling

„Kann ich dir helfen?“

Alois Kölbl im Gespräch
mit dem albanischen Künstler **Endri Dani**

Vor vier Jahren musste Endri Dani seinen Aufenthalt in Graz im Rahmen des Styrian-Artist-in-Residence-Programmes des Landes Steiermark wegen des Corona-Lockdowns ungewollt um drei Monate verlängern, die er in einem Zimmer der KHG im Gebäude des ehemaligen Jesuitenkollegiums in der Grazer Stadtkrone verbrachte. Entstanden ist damals eine Werkserie, die er in diesem Jahr erstmals in Graz in der QL-Galerie präsentiert. Inspiriert hat ihn Pier Paolo Pasolinis berühmte „Ballade von den Müttern“. Hochschulseelsorger Alois Kölbl hat mit ihm vor dem Muttertag über seine Ausstellung gesprochen.



Foto: Milatovic

Deine Werkserie „JAZZ“ ist von einem Gedicht Pier Paolo Pasolinis inspiriert. Was macht diesen Text für dich als bildenden Künstler interessant?

Pasolini und viele Autoren seiner Generation waren seit meiner frühen Jugend ein wichtiger Bezugspunkt, mit dem ich durch meinen Vater, der Literaturprofessor war, in Berührung gekommen bin.

Albanien war und ist sehr von italienischer Kunst, Kultur und Philosophie beeinflusst. Ich bin durch meinen Vater wirklich mit den machtkritischen Texten von Pasolini und Antonio Gramsci aufgewachsen, die für ihn und viele andere seiner Generation eine wichtige Grundlage für den inneren Widerstand gegen das diktatorische Regime in Albanien waren. Bei Pasolini geht es ja auch vor allem

darum, wie Macht und Machtausübung mit der Industrialisierung verbunden sind. Die Industrialisierung begann in Albanien Jahrzehnte später als in anderen Ländern Europas. Pasolini kritisierte die neue Ordnung des Industrie- und Konsumzeitalters. Er beobachtete und analysierte die gesellschaftliche Machtordnung als einer der führenden Intellektuellen seiner Zeit sehr genau. In Albanien gab es über Jahrzehnte



Endri Dani, Natura Morta #02,
Performance anlässlich der Feier 75 Jahre
KA Österreich im Neuen Rathaus Linz, 2024.
Foto: Kölbl

eine totalitäre Diktatur mit absoluter Kontrolle der gesamten Gesellschaft. Es gab überhaupt nichts Privates. Meine Heimat ist ja ein kleines Land mit nur drei Millionen Einwohnern. Da ist staatliche Kontrolle sehr einfach. Alles war strengstens reglementiert. In meiner Familie herrschte ein starker Oppositionsgeist, und ich erlebte meine Mutter in einem Zwiespalt: einerseits wurde bei uns zu Hause sehr offen und kritisch auch gegen die staatliche Linie gesprochen, andererseits musste man Strategien entwickeln, um das nach außen hin zu verstecken. Meine Mutter wollte mich und meine Schwester schützen, gleichzeitig aber auch dazu erziehen, anderen zu helfen, auch in Opposition zu staatlicher Reglementierung zu treten. Ihre Frustration über diesen Zwiespalt war für uns offenkundig. Viele meiner Altersgenossen versuchten ja ihre Lebensbedingungen durch Loyalität zum herrschenden System zu verbessern. Mit Konformismus ist menschliches Leben immer leichter zu gestalten. Darum geht es auch in Pasolinis Text. Im Lockdown in Graz, als ich mehr oder weniger in meinem Zimmer gefangen war, habe ich viel über staatliche Reglementierung nachgedacht, und wie weit sie gehen darf. Die Erzählung, dass das

Virus ursprünglich von einem Schuppentier auf den Menschen übertragen wurde und so in die global vernetzte menschliche Lebenswelt eingedrungen ist, hat mich auch sehr beschäftigt. In kürzester Zeit war die ganze Welt von einem Virus betroffen, das von einem Markt irgendwo in China – aus unserer Perspektive irgendwo am Ende der Welt – ausgegangen war. Von dem in einer armen und marginalisierten Ortschaft irgendwo im Fernen Osten auf den Menschen übergewandenen Virus blieb innerhalb kurzer Zeit auch die britische Königsfamilie nicht verschont. Das faszinierte mich. In dieser Situation habe ich Pasolinis Gedicht wieder gelesen. Dort heißt es, dass seit der Antike die Machthaber immer Angst vor der Macht der Mütter haben, die ihre Kinder erziehen. Bei Pasolini geht es um das Industriezeitalter. Ich wollte das auf unser digitales Zeitalter übertragen, denn der Computer ist die Basis unserer globalisierten Wirtschaft. So habe ich versucht, mit einem ganz kleinen Kind und seiner Mutter in Kontakt zu kommen. Das Kind sollte noch in einem Alter sein, in dem es sich nicht erinnert an das, was es geschaffen hat. Das war mir sehr wichtig. Die Mutter führte die Hand ihres sechsmonatigen Babys mit einem

Stift in der Hand, und sie sollte versuchen eine Linie zu zeichnen, die möglichst genau an die von einem Computer generierte, gerade Linie angepasst ist. Mit dieser Idee entstanden hundert Zeichnungen, in denen es in einem übertragenen Sinn um Konformismus und Anpassung geht und um die Automatisierung eines noch nicht selbstbestimmten kleinen Kindes.

Deine Arbeit heißt „JAZZ“. Warum?

Ganz einfach: Das ist der Name des Babys, das die Linien gezeichnet hat. Seine Mutter, eine Albanerin aus dem Kosovo, ist Jazz-Sängerin und sein Vater ist Musiker. Daher rührt wohl der Name des Kindes. Für mich fügt sich das aber noch aus einem anderen Grund sehr schön für meine Arbeit. Graz ist ja für seine Jazz-Szene bekannt, das ist nicht selbstverständlich in einer europäischen Stadt. Jazz steht einerseits für die Befreiungsgeschichte der People of Color in Amerika, andererseits ist Jazz von Improvisation geprägt, die sich nicht strikt an die Vorgabe der Noten einer Komposition hält, sondern vom freien Spiel und dessen Dynamik lebt. Genau darum geht es in meiner Arbeit.

Du kombinierst deine Werkserie sehr poetisch mit einer anderen Arbeit, die bei mir wieder Assoziationen zum Muttertag wachruft, weil du einen Strauß mit Rosen in den Galerieraum stellst ...

In dieser Arbeit geht es sehr stark um Gefühle und Emotionen, deswegen ist die Assoziation zum Muttertag nicht unberechtigt. Gleichzeitig hat die Arbeit aber sehr starke politische Implikationen. Die Idee dazu entstand während eines Stipendiaufenthaltes in New York. Sie basiert auf Kindheitserinnerungen von mir. Ich bin in Shkodra aufgewachsen, im Norden Albaniens, nicht weit weg von den Bergen. In meiner Kindheit gab es noch sehr strenge Winter. Das hat sich inzwischen durch den Klimawandel verändert. Als Kinder konnten wir den Frühling kaum erwarten, vor allem meine um zwei Jahre ältere Schwester. Wenn sie Blumen mit den ersten Knospen sah, hat sie diese, die irgendwie noch wie Babys in einer embryonalen Phase waren, abgeschnitten und mit nach Hause gebracht. Sie hat dann immer Aspirin ins Wasser gegeben, weil es hieß, dass dies den Prozess des Erblühens beschleunigen würde. Während meine Schwester in der Schule war, habe ich dann ein wenig nachgeholfen, weil ich ihr eine Freude bereiten wollte. Ich habe händisch die Knospe geöffnet und eine vollkommen erblühte Blume erzeugt. Heute bin ich mir bewusst, dass ich es war, der mit seiner Ratio letztlich ihr Lächeln und ihre Freude über die erblühte Knospe manipuliert hat. Meine Kindheit in Albanien war vom prosperierenden Amerika und von der wirtschaftlich und kulturell blühenden Stadt New York geprägt, ohne dass ich jemals dort gewesen wäre. An diese Erinnerung habe ich mit meiner Performance in Manhattan angeknüpft. Ich ging auf den Blumenmarkt im Flower District, den man in dieser Zeit gerade aus Manhattan in die Bronx verbannen wollte, und kaufte einen Blumenstrauss. Dann ging ich vier Stunden lang zu Fuß vom Flower District in den Financial District, also in das Stadtviertel, von dem aus der ganze Wohlstand und Reichtum der westlichen Welt kontrolliert wird. Dort

begann ich die Knospen des Rosenstrausses wie in meiner Kindheit mit meinen Händen zu Blüten zu öffnen. Den so zum Blühen gebrachten Rosenstrauss stellte ich dann vor das Woolworth-Building, das man wegen seiner architektonischen Formensprache treffend als „Kathedrale des Konsums“ bezeichnet. Assoziationen in viele Richtungen waren dabei natürlich von mir erwünscht.

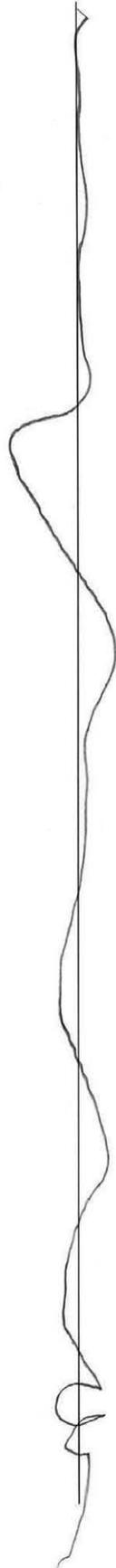
Für mich war es ein sehr berührender Moment, als du deine Performance im Kunsthaus Graz wiederholt hast, und ein Mädchen, das mit seiner Mutter dort vorbeiging, zunächst mit dir Blickkontakt aufgenommen und dir dann spontan bei deiner Arbeit geholfen hat, die Knospen zu Blüten zu öffnen. Das war ja nicht geplant und so etwas kann man auch nicht planen ...

Das war bereits das zweite Mal, dass so etwas passierte. Auch in Riga, wo ich vor einiger Zeit die Performance auf einem Kunstfestival machte, hat mir ein Kind die Show gestohlen (lacht). In Riga wie auch in Graz begann alles mit der einfachen Frage eines kleinen Mädchens: „Kann ich dir helfen?“ Das fügt sich perfekt zu meiner Arbeit, weil der innere Antrieb für diese Performance ja gerade darin besteht, dass diese Frage in unserer Welt viel zu zögerlich und viel zu selten gestellt wird. Es geht um Marktmechanismen, die Dominanz der wirtschaftlich Mächtigen und um Ausbeutung, aber auch um ökologische Verantwortung. Die Rosen meiner Performance sind in Peru gewachsen, eine holländische Firma hat sie dort gezüchtet und zunächst nach Holland verschifft. Von dort kamen die Blumen nach Tirana, wo ich sie gekauft und nach Graz gebracht habe. Die Frage der beiden Kinder war also nicht nur entwaffnend, sondern erschloss auch eine neue Sinnenebene. Wir bräuchten diese simple Geste so oft in unserer Welt der Ausbeutung auf Kosten anderer, des Leidens und der Armut, die verdrängt und nicht wahrgenommen werden. Diese zunächst so simpel und naiv scheinende, kindliche Frage könnte als Schubumkehr einer

Haltung eines Systems prosperierenden Reichtums fungieren, dessen Wohlstand auf Kosten anderer blüht.

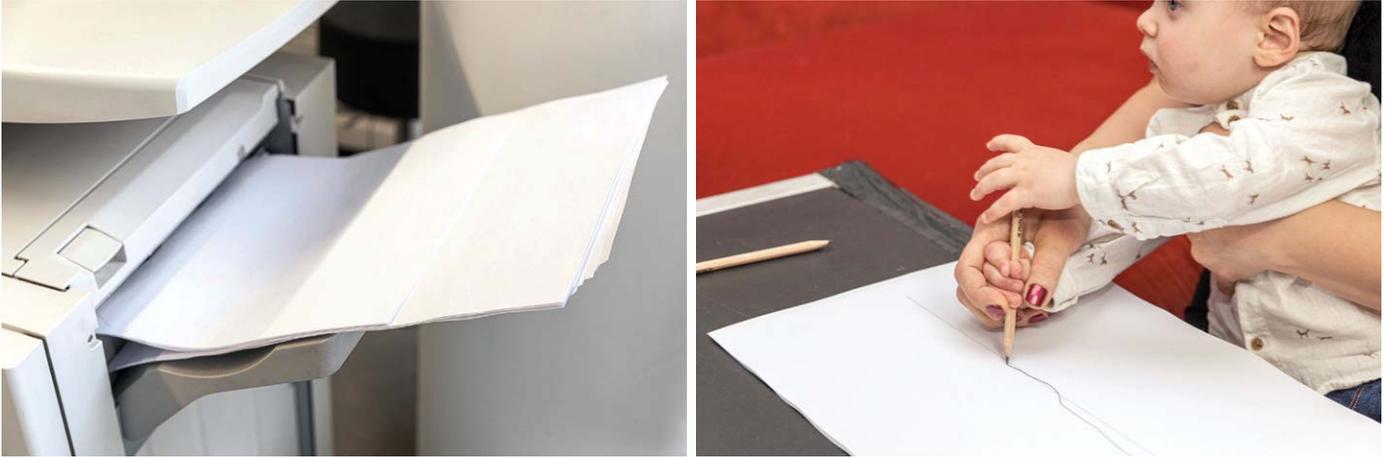
Die kindliche Frage und das wunderbar-subversive Eindringen in deine künstlerische Performance führt mich zu einer abschließenden Frage, vielleicht ist sie auch naiv: Glaubst du, dass Kunst helfen kann, diese Welt zu einer besseren Welt zu machen?

Das ist die Millionenfrage ... (lacht)! – Eine Antwort kann ich nur aus dem Kontext heraus formulieren, in dem ich aufgewachsen bin und lebe. Während der kommunistischen Zeit wurde Kunst als Propagandamittel eingesetzt, um die öffentliche Meinung zu manipulieren und Repression zu beschönigen. Wir dürfen nicht vergessen, dass erst ein paar Jahrzehnte seitdem vergangen sind, und wir noch immer in der von den Vordenkern dieser Epoche geschaffenen Welt leben. Auch das politische Machtsystem im heutigen Albanien hat Interesse an der Bildenden Kunst. Die Kinder politischer Bürokraten haben sich inzwischen in westlichen Kunstinstitutionen etabliert. Als kulturelle Diaspora in Westeuropa instrumentalisieren sie die öffentlichen Kunstinstitutionen im Land, die ihre Aufmerksamkeit auf die Kinder jener Mütter richten, die nicht die Courage hatten, sie dazu zu erziehen, sich nicht mit den Resten des Festes der Reichen und Privilegierten zufrieden zu geben, um im Bild des Gedichtes von Pasolini zu bleiben. Wir brauchen neue Perspektiven, um aus dieser Bevormundung durch die institutionellen Machtsysteme der Kunst auszubrechen. Dabei denke ich auch daran, dass der heutige albanische Staat, an dessen Spitze ein Ministerpräsident steht, der auch Künstler ist, seine Gesetze für die institutionelle Oligarchie entwirft. Diesem staatlich vorgegebenen Narrativ versuche ich als Künstler mit meinen persönlichen Autonomiestrategien, die sich gegen den kollektiven Mainstream richten, zu entkommen. Ich weiß nicht, wohin mich das führen wird, spüre aber die emotionale Energie, die diese subversive Utopie in mir auslöst.



A careful ,invisible‘ hand

Von Alicia Knock



Endri Dani, Jazz, 2020. © Dani

Endri Dani's artistic exploration delves deeply into the complexities of the human hand, dissecting its functions, abilities, and underlying socio-political implications. From the laboring hand to the productive one, Dani scrutinizes how capitalist processes can overshadow the once-creative hand, replacing individuality with predetermined patterns. Through his conceptual approach, Dani critiques both past (communism) and present (capitalism) economic systems he cross-experienced in Albania during the 1990s, and disrupts them through performative acts. In Dani's practice, individual lifelines merge into collective ones, revealing the conformity to consumerist norms. However, within this critical framework, Dani's pieces transcend into expressions of freedom, sparking imagination and poetically re-routing the often destructive trajectories of goods and people. He challenges the inherited aspirations of past generations, especially those channelled by the mothers quoted by Pier Paolo Pasolini in his poem (*La ballata delle madri*, 1971-1972), advocating for authenticity over the superficial freedoms promoted by liberalism. For Dani, symbols like the intertwined hands of a mother and child, or hand-bloomed roses in the financial district in New York serve as metaphors for the re-shaping of aspirations and the potential for unbounded futures. By introducing movement, such as Jazz as a form of self-realization, Dani bridges geographical and cultural divides, infusing

poetry into capitalist gestures and transforming them into sincere acts of transmission: rosebuds from Shkoder, his hometown in Albania, miraculously reincarnate in the transnational flowers of New York's financial district. Thanks to Dani's flower march, their artificial brushed-out look, stuck somewhere between belated Christmas and anticipated spring break, after his performance found a new home in the arms of street-living women in New York. In Shkoder, where snow-looking flowers no longer bloom despite the past efforts of the younger boy, Dani reflects on the unrealized dreams and unfulfilled potential symbolized by the singer-to-be mother, whose voice never properly raised. Dani's work invites us to reconsider the role of the hand in shaping our dreams and the potential for ecological consciousness when applied to our imagination and creative skills. Cultivating unheard voices, faded aspirations as well as anticipated blooms, caring for wild and flowerless seeds equally, Dani's art becomes a conduit for shared experiences and a nest for alternative forms of collective emancipation. In a flower handshake, he is making space for the unsung dreams of the mothers, the reimagining of their once-wild, and often lost, aspirations, discreetly re-cycled by a now-careful ,invisible' hand.

Alicia Knock,
curator in the Contemporary Creation Department at Centre Pompidou since 2015.

Endri Dani, Still Life (Installationsansicht Ausstellung JAZZ, QL-Galerie), 2021. Foto: Kölbl



Einfach mal weg?

Wie man die Zeit überbrückt, bis es keine mehr gibt
Von Chiara Kirschen

Am Tag 1 steht große Aufregung an. In unserem Fall in Porto. Pilgertourismus sei Dank, wimmelt es in der Stadt nur so von anderen Mitstreiter:innen. In der Herberge wird klar: Pilgern ist *der* neue Massensport. Zumindest (Mittel-)Europas.

In den Tag 2 starten wir übermotiviert. Da die Kathedrale erst später aufschließt, gehen wir ohne Stempel schnurstracks den Pfeilen nach. Das kann ja nicht so schwer sein. Es regnet, triste Stimmung. Wir sind nicht mehr ganz so motiviert und damit beschäftigt, den richtigen Weg zu finden. Verlaufen uns mehrmals und landen doch an der Küste. Von hier geht es auf einem Holzsteg einfach geradeaus. Ein Kaffee gegen elf Uhr und den ersten Stempel gibt's endlich obendrauf.

Während des Gehens reden wir viel: Über die letzten Wochen, die nächsten Tage, über die Umgebung und das Wetter, und wie es uns gerade geht. Gegen Nachmittag wird es fad. Irgendwie haben wir uns dieses Pilgern spannender vorgestellt. Zu Fuß sind wir nicht so schnell unterwegs. Nächstes Café und noch ein Stempel. Zum Mittagessen gibt es Brot und Müsliriegel. Gegen Nachmittag kommen wir in der Unterkunft an. Im Schlafsaal wird uns ein Bett zugewiesen. Nach einem Gespräch mit der Nachbarin fallen wir todmüde ins Bett.

Beim Frühstück am Tag 3 wird nur wenig gesprochen. Die ersten starten im Morgengrauen. Nach zwei Stunden packen wir die Kopfhörer aus und hören unsere Camino-Playlist. Zwischen Kaffee-Stopp, Stempel und Müsliriegel gehen wir einfach weiter. Im Internet finde ich eine Liste mit „120 Fragen für's erste Date“. Ich versuche, meine Schwester dafür zu begeistern: „Na, bist du gut durchgekommen?“, „Hast du später noch was vor?“, „Schicke Schuhe! Wo hast du die denn her?“ Irgendwann gebe ich auf. Wir gehen wieder weiter. Schweigend, jede in ihren Gedanken.

Frühes Frühstück am Tag 4. Es wird nichts gesprochen. Wortlos werden die Sachen zusammengepackt. Ich weiß inzwischen, was wo im Rucksack ist. Nach zwei Stunden Musik versuche ich es nochmals: „Schau, die Sonne! Was unternimmst du normalerweise bei diesem Wetter?“, „Hmpf!“, „Also, einfach machst du es mir nicht!“

Pilgern ist wohl in dem Sinne einfach, da ich im Grunde nicht viel tun muss, außer zu gehen. Der Tagesablauf

und das Bett in der Unterkunft sind jeden Tag gleich, die Pfeile am Boden zeigen mir den Weg, unterwegs benötige ich nicht viel: Eine Hose, zwei Shirts, ein Tuch für den Kopf und meine Wanderstöcke. Wasser in der Flasche und ein Kaffee zwischendurch. Es ist keine, wie es Jérôme Brillaud bezeichnete, „Ideologisierung des Einfachen als natürliche Reinheit und Ursprünglichkeit, die es gegen alles verkomplizierende Moderne zu verteidigen gilt.“ Es ist vielmehr eine Form der Genügsamkeit und Zurückhaltung (Sokrates) oder ein aristotelisches Mittel zu mehr Selbsterkenntnis (und vielleicht Glück?).

Pilgern ist in dem Sinne aber auch nicht einfach, da es mich zwingt, mich mit einer Leere im Kopf auseinanderzusetzen. So kann ich zu Beginn die gewohnte Beschäftigung mit Beobachtungen über die Umgebung, eigenen Gedanken oder Gesprächen mit meiner Schwester kompensieren. Nach ein paar Tagen gehen mir jedoch wortwörtlich die Ideen aus – ich weiß nicht mehr, worüber ich noch nachdenken soll. Und das ist der Punkt, an dem das Pilgern beginnt: Ich bemerke, dass auch mein inneres „Ich“ im Grunde nur ein weiteres Shirt ist, das ich unterwegs ausgezogen habe und nicht mehr brauche.

Die letzte Etappe am Tag 12. Im Gleichschritt zählen wir die Kilometer bis zur Kathedrale von Santiago de Compostela. Aus allen Himmelsrichtungen kommen Menschen auf dem Vorplatz an. Sie umarmen sich, machen Fotos und sinken erschöpft zu Boden. Neben mir berichtet eine Person von ihren Erlebnissen. Ich verstehe sie nicht (kommt mir Spanisch vor) – in meinem Kopf herrscht Leere. Also sitze ich einfach nur da und höre ihr zu.



Chiara Kirschen, studiert Germanistik, Geschichte und kath. Theologie in Graz und war letztes Jahr als OeAD-Sprachassistentin in Frankreich tätig.

Foto: privat

KUNST UND KULTUR IM SALZKAMMERGUT

Im März besuchte eine internationale Reisegruppe, organisiert anlässlich der „Welcome Days“ der KHG, die Kulturhauptstadtregion Salzkammergut 2024. Dabei besuchte die Gruppe nicht nur die Fastenzeit-Installation der japanischen Künstlerin Haruko Maeda in Hallstatt, sondern auch das Sud in Bad Ischl und die dortige Ausstellung „Kunst mit Salz und Wasser“. Da durfte natürlich auch ein Besuch in der Traditionskonditorei von Philipp Zauner in Bad Ischl nicht fehlen!



Foto: de Meulenaere



Foto: Yepremyan

KHG-ARMENIENREISE

Im April lud die Katholische Hochschulgemeinde in Kooperation mit der Stiftung Pro Oriente zur „Solidaritätsreise“ nach Armenien, an der auch Bischof Wilhelm Krautwaschl teilnahm. Am Programm standen Besuche und Gottesdienste in uralten Bauten der armenisch-apostolischen Kirche, die Erfahrung faszinierender Kulturräume und Landschaften, aber auch der Besuch des Genozidmemorials Zizernakaberd und eine Begegnung mit Katholikos Karekin II., dem Oberhaupt der armenisch-apostolischen Kirche, der seine Verbundenheit mit Österreich, wo er studiert hatte und seine Dankbarkeit für die erwiesene Unterstützung der Flüchtlinge aus Berg-Karabach zum Ausdruck brachte.

BEZIEHUNG ALS EIGENWERT

„(Moralisch) Guter Sex“ ist liebende Kommunikation auf Augenhöhe – so der Brixner Moraltheologe Martin Lintner bei einem Gastvortrag in Graz am 16.04 unter gleichlautendem Titel. Gemeinsam mit dem Institut für Moraltheologie der Kath.-Theol. Fakultät Graz wurde der Abend organisiert, an dem zentrale Fragen der christlichen Sexualethik von Lintner ins Auge gefasst wurden. Dabei plädierte er dafür, Beziehungsrealitäten heute ernster zu nehmen uns jenseits gängiger innerkatholischer Ansätze Liebe, Beziehung und Zwischenmenschlichkeit neu zu denken. Ein denkwürdiger Abend, der einer Bruchlinie zwischen Kirche und moderner Gesellschaft gewidmet war.



Foto: Platzer

KIRCHWEIHFEST

Das diesjährige Kirchweihfest unserer Universitätskirche Maria am Leech, welches am 1. Mai stattfand, war für mich ein schönes Erlebnis voller Freude und Gemeinschaft. Der Festgottesdienst mit Bischof Wilhelm Krautwaschl als Zelebrant war ein erfolgreicher Auftakt des Festes, bei welchem die Gäste mit vielseitiger kulinarischer Verpflegung und musikalischem Rahmenprogramm beisammensitzen und gemeinsam feiern konnten. Die vielen Bemühungen, Vorbereitungen und das gemeinsame Wirken vieler Helfer/innen trugen zum großen Erfolg des Festes bei, und wir freuen uns definitiv schon aufs nächste Jahr.



Foto: Rinner



Foto: Rutter-Wrann

BEWEGTE GESCHICHTE IM HERZEN EUROPAS

Zum Auftakt der KHG-Reihe „Europa – und jetzt?“ waren die Historiker Dieter Bacher und Philipp Lesiak vom Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung in Graz zu Gast. Sie gewährten einen tiefen Einblick in die Geschichte der heutigen Tschechischen Republik und den erschreckend schnell erfolgten Wandel von Demokratie zu Totalitarismus. Der Abend war nicht nur als inhaltliche Vorbereitung für die Pragreise gedacht, sondern wird auch thematisch eine Fortsetzung im Herbst mit Fokus auf Europa-Politik finden.

MIT MEERESBRISSE IM RÜCKEN MESSE FEIERN

Zur gemeinsamen Messe an einem „Kreuzungspunkt von Völkern und Kulturen“ lud Papst Franziskus am 07. Juli ein. Der Ort war nicht zufällig gewählt, stellt Triest doch das Ende der Balkanroute und damit das vorläufige Wegesende vieler Migrant:innen und Flüchtenden dar. Studierende waren ebenso dabei wie Communities und Mitglieder der Pfarre. Mitglieder der afrikanischen und lateinamerikanischen Communities, der griechisch-katholischen Gemeinde sowie Mitglieder der Pfarren Graz-St. Andrä und Karlau fuhren ebenso mit. Gemeinsam mit 8.500 Gläubigen aus ganz Italien feierte die internationale Reisegruppe mit dem Papst, der sich besonders auf soziale Themen in seiner Predigt konzentrierte.



Foto: Pachner

KHG gottesdienste



STUDIERENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 18:00
Zinzendorfasse 3

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15
Herrengasse 23

spezielle gottesdienste



ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DER KATHOLISCH-THEOLOGISCHEN FAKULTÄT GRAZ

MI 2. OKT, 11:00
Leechkirche, Zinzendorfasse 3

ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES

MI 19 OKT, 18:00
Leechkirche, Zinzendorfasse 3

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER LEECHKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00
Zinzendorfasse 3

MORGENROUTINE (KÖRPERGEBET UND MEDITATION)

jeden DI, 8:08
QL Hauskapelle, Leechgasse 24

EUCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR, 20:10
Leechkirche, Zinzendorfasse 3

MAGIS-GRUPPE

Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebets
jeweils DI, 19:00 (ab DI 6. SEP), zweiwöchentlich
Anmeldung, Info: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

RORATEN IM ADVENT

mit anschließendem Frühstück
MI 4., 11., 18. DEZ, 6:00
Leechkirche, Zinzendorfasse 3

GUIDED PRAYER WEEK

In täglicher Routine eine begleitete Gebetswoche mit der Bibel
DO 5. – DO 12. DEZ

Anmeldung, Info: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

In Kooperation mit dem Theozentrum

EUROPÄISCHES TAIZÉ-TREFFEN IN TALLINN

SA 28. DEZ – MI 1. JAN 2025
Anmeldung, Info: hochschuleseelsorger@khg-graz.at

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
Daniel Pachner

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Agnes Hobiger
Sophie Hollwöger
Julia Jochum
Chiara Kirschen
Juliane Oberegger
Natalie Resch

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.
0316/322628
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

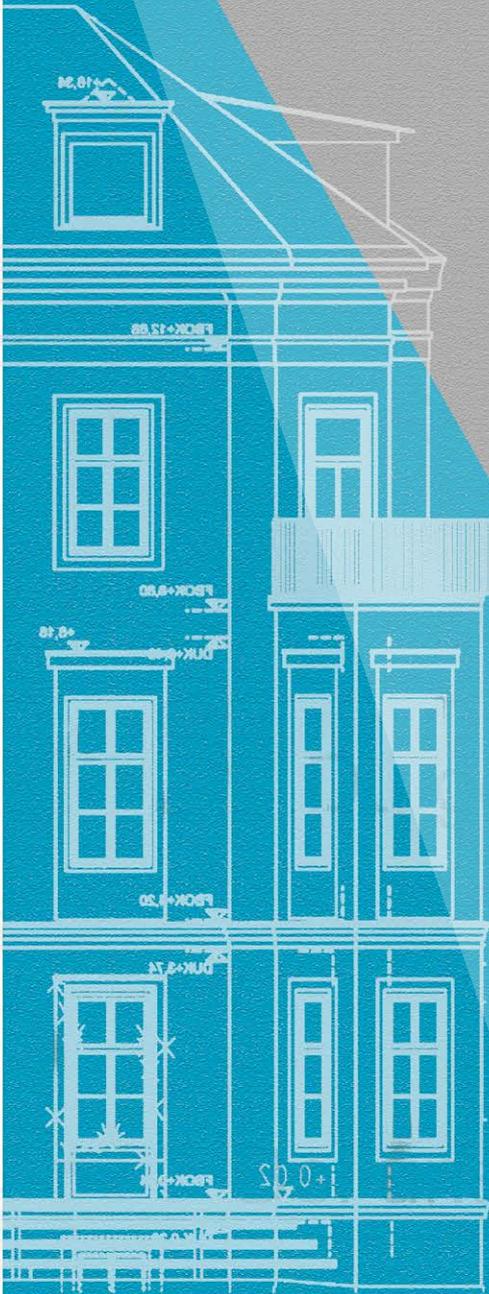
*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Cover:
Endri Dani, Natura Morta #02, Performance anlässlich der Ausstellung in der QL-Galerie im Kunsthaus Graz, 2024.
Foto: Milatovic

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe
zu allen Unis

aa | < k | hg



Foto: Kölbl

SERBIEN- UND KOSOVOREISE

Besichtigung der serbischen Hauptstadt Belgrad und anschließend Reise in den Kosovo, wo wir neben der Hauptstadt Pristina vor allem die alten serbischen Klöster (Visoki Decani, Gracanica, Pec, ...) in der sogenannten Metohia besichtigen und mit den Menschen in einem Land im Umbruch ins Gespräch kommen werden. Treffen mit **Erzbischof Nemet** in Belgrad (Vizepräsident des Rates der Europ. Bischofskonferenzen) und **Abt Sava** im Kloster Visoki Decani.

SO 22. – SA 28. SEP

Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: zweintopf

ZWEINTOPF (Eva Pichler und Gerhard Pichler), INTENTION – IRRSINN – ISMUS

Ausstellungseröffnung.

DI 17. SEP, 19:00 (zu sehen bis 31. OKT)

QL-Galerie, Leechgasse 24

In Rahmen von steirischer herbst 24 / Partnerprogramm



Foto: Rinner

OPENING DAYS

MI 2. – FR 4. OKT

Die Opening Days finden im Rahmen der Welcome Weeks der Universität Graz statt. Neben der Teilnahme an dem Programm der Universität Graz bietet die KHG Führungen in der Allmende Leech, der Leechkirche sowie der QL-Galerie an.

Weitere Informationen gibt es im Programmfolder der Universität Graz und auf unserer Website.



Foto: Getty Images

„DEMOKRATIE BRAUCHT RELIGION?“

Auftaktveranstaltung.

Der Philosoph und Soziologe **Hartmut Rosa** diskutiert mit dem Religionswissenschaftler **Franz Winter** über das ambivalente Verhältnis von Politik und Religion.

MI 2. OKT, 19:00

HS 15.12, Bauteil C, 1.OG im RESOWI-Zentrum, Universitätsstraße 15

In Kooperation mit Bildungsforum Mariatrost, Institut für Religionswissenschaft an der Universität Graz, KHG-Community, Katholische Arbeitnehmer:innenbewegung, Evangelische Kirche A. B. Steiermark, Forum GWK, Katholisches Bildungswerk Steiermark, Verein „Zukunft braucht Erinnerung“



Foto: pixabay

ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST des akademischen Jahres

MI 9. OKT, 18:00

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3



Foto: pixabay

„EUROPA – UND JETZT? POLITISCHE IDEALE UND REALITÄT“

Festakt 30 Jahre Bischof Johann Weber Stiftung

Europa ist mehr als ein Kontinent – es ist auch eine politische Idee. Anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Bischof Johann Weber Stiftung feiern wir 30 Jahre der Förderung osteuropäischer Studierender und ein grenzüberschreitendes Miteinander.

MO 18. NOV, 19:00

Meerscheinschlössl, Mozartgasse 3

In Kooperation mit Bischof Johann Weber Stiftung, Pro Oriente, Diözese Graz-Seckau, KHG-Community

Über Brücken

Sie verbinden, was zuvor getrennt war, ermöglichen Austausch, wo vorher abgekapselte Räume waren und machen andere Ufer zugänglich – Brücken erfüllen eine ganz spezifische Funktion, ohne die Gemeinschaft und Miteinander vielleicht nur schwer möglich wäre. Viele Städte würde es so nicht geben, gäbe es Brücken nicht. Doch eine Brücke kann mehr sein als ein bloß physischer Gegenstand. Auch die Sprache kann eine Brücke sein, man selbst kann sich als Brücke fühlen, wenn man in die Fremde geht und die Heimat doch immer mit sich trägt. Auch Institutionen können eine solche sein, wie das Afro-Asiatische Institut, das nicht nur seit 60 Jahren eine Brücke zwischen Europa und der Welt außerhalb des Kontinents schlägt, sondern selbst eine ist: ein Ort der Verbindung und des Austausches, an dem ein weltweites Miteinander auch gelebt wird. Solchen Brücken ist diese Ausgabe gewidmet und der oft übersehenen Wirkung, die sie für an sich getrennte Räume haben: sie überbrücken Differenzen, ohne sie dabei zu verwischen.

Daniel Pachner, Chefredakteur

